



Berlin, den 28. November 1903.

Immediatbericht.

Wenn demnach schon die Rücksicht auf den Etat empfahl, die Einberufung des Reichstages nicht länger hinauszuschieben, so sprachen dafür auch Erwägungen anderer Art. Das deutsche Volk hängt in fester Treue an seinen großen Institutionen und es kann nicht die Aufgabe der Allergnädigst mit der Führung der Staatsgeschäfte beauftragten Männer sein, dieses Treuverhältniß zu lockern. Die Nation will von Zeit zu Zeit ihren Herzschlag hören, um daraus die Gewißheit unverminderter Gesundheit zu entnehmen. Ihrem Idealismus diese Gelegenheit zu verweigern, wäre eben so falsch wie jede Anwendung stimulirender Mittel, die den Pulsschlag beschleunigen, die Temperatur der Volksseele erhöhen könnten. Dieser unwillkommene Effekt würde aber zweifellos eintreten, wenn wir das neue Parlament sofort vor entscheidende Fragen stellten. Ein junger Reichstag ist nicht minder nervös als einer, dem die Stunde der Auflösung naht. Beiden wird die kühle Staatskunst vermeidliche Gemüthsbewegungen ersparen. Von diesem Gesichtspunkt ging, wie in den letzten Jahren, auch diesmal unser Handeln aus und wir brauchen, im Bewußtsein redlich erfüllter Pflicht, den frivolen, nur von lärmsüchtigen Demagogen gegen uns geschleuderten Vorwurf, wir ließen es an schöpferischen Anregungen fehlen, gewiß nicht zu scheuen. Damit soll nicht etwa gesagt sein, die Volksovertretung werde vom ersten Tag ihres Lebens an eine Entziehungskur durchzumachen haben. Der Arbeitsstoff wird ihr nicht mangeln; nur im Tempo wird ein weises Maß nöthig sein. Die Novelle zum Börsengesetz, die Einführung der Kaufmannsgerichte: diese wichtigen, wenn auch nicht zu stürmischer Aufwallung Anlaß bietenden Vorlagen werden uns die Phhjiognomie des Hauses

tennen lehren. Daneben werden die Erörterungen über die Handelspolitik und die internationale Stellung des Reiches fortgeführt werden, die ja nach keiner Seite zu bindenden Entschlüssen drängen. Der Hinweis, daß wir zu allen Großmächten freundschaftliche Beziehungen unterhalten und im Dreibundvertrag auch fernerhin die unerschütterliche Basis des Weltfriedens sehen, wird nicht zu entbehren sein. Auch glauben wir, ein vorsichtiges Wort über den gedeihlichen Fortgang der handelspolitischen Aktion empfehlen zu dürfen.

Günstige Momente erblicken wir in der erfreulicheren Gestaltung des deutschen Wirthschaftslebens, deren Rückwirkung auf die Reichsfinanzen bereits fühlbar ist, vor Allem aber in der Thatfache, daß wir, wenn ein förderliches Zusammenarbeiten sich nicht ermöglichen ließe, in der bequemen Lage wären, den Reichstag aushungern zu können. Da die großen gesetzgeberischen Arbeiten des abgelaufenen Jahrzehntes erledigt sind und zuletzt auch noch der Zolltarif angenommen worden ist, zwingt uns nichts, um den Preis werthvoller Opfer oder innerer Krisen eine Verständigung mit Majoritäten zu suchen, die, unmittelbar nach den Wahlen, gesonnen sein dürften, sich in dem Schein stolzer Selbständigkeit ihren Wählermassen zu empfehlen. Was das Reich als Lebensbedarf braucht, wird unter allen Umständen bewilligt werden; und darüber hinausgehende Wünsche können wir beim Eintritt schlechten Wetters in das angenehmere Klima der bundesstaatlichen Landtage tragen. Auch diese Erwägung rieth zu der Diät, mit der jetzt ein erster Versuch gemacht werden soll und auf die der Volkskörper schon während der parlamentarischen Ruhepause sorgsam vorbereitet worden ist. Nicht ohne Erfolg. Die Leidenschaften, die vor und in der Wahlbewegung den Patrioten erschrecken konnten, sind spurlos verschwunden und dem erfahrenen Auge kann nicht entgangen sein, daß die politischen Debatten niemals mit ruhigerer Nüchternheit geführt wurden als in diesem Herbst, für den uns kritische Tage angesagt worden waren. Dieser für Regierung und Volk gleich bezagliche Zustand wäre nicht erreicht worden, wenn wir nicht mit äußerster Gewissenhaftigkeit vermieden hätten, dem Interessenstreit einen großen Gegenstand zu liefern. Seit Monaten hat die öffentliche Meinung sich kaum mit einem politischen Thema beschäftigt, bei dem das Ansehen der Regierung irgendwie engagirt war. Diesen Erfolg kann auch das Bedenken nicht verkleinern, daß die rednerischen Bedürfnisse, die keine Aussicht auf andere Befriedigung haben, sich während der Berathung des Reichshaushaltes geltend machen werden. Hier wird doch nur wiederholt werden, was vorher in den Zeitungen stand und schnell und wirksam zurückzuweisen ist. So haben wir denn die Zuversicht, daß unser Programm...

Thomas und Jane Carlyle.

Es darf vorausgesetzt werden, daß Carlyle in Deutschland unvergessen ist. In vielen Beziehungen steht er zu uns. Zu Schiller und Goethe, zu Fichte, Hegel und Kant hat er sich in verehrender, stürmischer Liebe, wie es in seiner Art lag, bekannt. Ihnen verdanke er ja, dem Abgrund der Verneinung und des Zweifels entrisen worden zu sein, in dem, Jahre hindurch, seine Seele sich zermartete. Auf Jean Paul, wenn nicht auf Novalis, führen manche Eigenthümlichkeiten des Stiles zurück, in dem Carlyle, die Geißel seines unnachahmlichen Wortes schwingend, sein Geschlecht zu züchtigen kam. Denn zum Propheten glaubte sich dieser Sohn schottischer Bauern berufen. Nicht im Sinn der Verkündung zukünftiger Dinge, sondern als Richter der Zeit und des Geschlechtes, denen die utilitarische Botschaft materiellen Wohlergehens wie angenehme Musik in den Ohren klang. Nichts war Carlyle verhaßter als eine solche Melodie. Sein ganzes Werk, ob philosophisch und kritisch, ob historisch, das sich im Ernst, der ihn nie verließ, in Zorn und Unmuth, in bitterer Satire, in grimmem Humor, in berecksamer Schwermuth und leidenschaftlicher Rhetorik Luft machte, ist gegen die Utopie irdischer Glückseligkeit gerichtet. „Das Wort des Weisesten unserer Tage“, daß Leben im eigentlichen Sinn nur mit Entsagen beginne, ist ihm aus der Seele gesprochen. Er fragt, was es denn eigentlich sei, worüber auch er seit seinen frühesten Jahren sich aufgeregt und erhitzt, beklagt und in Qual verzehrt habe. „Sage es mit einem Wort: ist es nicht etwa, weil Du nicht glücklich bist? Weil Dein Du (o süßer Gentleman) nicht genügend geehrt, genährt, sanft gebettet und liebend besorgt ist? Thörichte Seele! Welche gesetzgeberische Maßregel verbürgte denn, daß Du glücklich sein solltest? Eine kleine Weile: und Du hättest gar kein Recht, überhaupt zu sein. Und was hättest Du dagegen zu sagen, wenn Du geboren und dazu vorbestimmt wärest, nicht glücklich, sondern unglücklich zu sein! Bist Du wirklich nichts Anderes als ein Raubvogel, der das Weltall durchfliegt, um Etwas zum Fressen zu finden, und ein Klagegeschrei erhebt, weil nicht genug Has vorhanden ist? Schlage Deinen Byron zu und Deinen Goethe auf. Es leuchtet mir ein. Ich sehe einen Lichtstrahl davon. Es ist im Menschen etwas Höheres als die Liebe zum Glück: er kann ohne Glück durchkommen und statt dessen Segen finden! War es nicht, um dieses Höhere zu verkünden, daß Weise und Märtyrer, der Dichter und der Priester zu allen Zeiten gesprochen und gelitten haben, um im Leben wie im Tode Zeugniß für das Gottähnliche im Menschen und auch dafür abzulegen, wie eben in dieser Gottähnlichkeit allein er Kraft und Freiheit finde? Und bist nicht auch Du dazu auserwählt, diese gottgegebene Lehre zu empfangen und unter barmherzigen

Prüfungen zusammenzubrechen, bis Du sie reumüthig verstanden hast? Beim Himmel: danke Deinem Schicksal dafür und trage dankbar, was zu tragen bleibt. Es thut Dir noth, das Selbst in Dir auszurotten. Durch wohlthätige Fieberparoxysmen wird das Leben über das tief sitzende chronische Uebel Herr und besiegt den Tod. Die brausenden Wogen der Zeit verschlingen Dich nicht, sondern heben Dich in ewige Klarheit. Das ist das immerwährende Ja, in dem aller Widerspruch sich auflöst: wer darin wandelt und arbeitet, Dem wird es wohl ergehen.“

Dieser feste Glaube an die Offenbarung Gottes in der Menschenseele, der ihn zum Ausspruch veranlaßt, Dem, der Gott nicht in seinem Inneren finde, werde er in der Welt der Erscheinung niemals zum Bewußtsein kommen, ist der Grundton und Inhalt der Botschaft Carlyles. Darauf ist sein Heroenkultus begründet, seine Verehrung des Helden als des Mannes, dem eine göttliche Sendung anvertraut ist und der sie, allen Gefahren trohend, siegreich zu Ende führt. Nicht die unweisen Vielen, sondern die einzelnen Weisen sind die geborenen Führer, gleichviel, ob auf dem Schlachtfeld oder sonst im grellen Licht irdischer Nachstellung oder in der Vergessenheit und Weltabgeschiedenheit der Zelle; denn was den Heroen kennzeichnet, ist nicht die intellektuelle, sondern die moralische Ueberlegenheit. Der Herrschaft der Majoritäten setzt Carlyle den Kultus der Superioritäten entgegen. Derer, die im innersten Wesen der Dinge, im Wahren, Göttlichen, Ewigen leben, das, immer vorhanden, den Meisten, die nur das Zeitliche, das Triviale zu entdecken vermögen, unsichtbar bleibt. Seine ganze Lebensarbeit ist eine Herausforderung, eine Kriegserklärung an die ihn umgebende Zeit und Welt, „deren Gott der Mammon, deren Herr der Gewinn ist.“ Carlyle, der sich in frühem Mannesalter den von frommen Eltern ihm auferlegten Fesseln der strengsten kalvinischen Sekte entwunden und nie einem Kirchenwesen angeschlossen hat, ist dennoch bis zum Ende Puritaner geblieben. Sein Meisterwerk, der „Cromwell“, ist die Verherrlichung der puritanischen Seele; sie beschränkt sich darauf, den Text zu kommentiren, den der größte ihrer Söhne dem Biographen hinterließ. Dem achtzehnten Jahrhundert blieb es eben so unverständlich wie bestrebend, daß Heerführer, die in Thränen den Herrn suchten, in der Bibel Verwaltung- und Kriegskunst entdeckt haben sollten. Die Aufklärung hielt Cromwell, wo nicht für einen Gaukler, so doch für einen ehrgeizigen, zankfüchtigen Fanatiker und seine puritanischen Anhänger für traurige Narren. Die Zeitgenossen Bolingbrokes begriffen nicht, wie diese von Gewissensängsten gefolterten, bornirten Köpfe dazu gekommen waren, kriegerische Erfolge zu erringen, den König zu richten, das Parlament zu reinigen, Europa Stand zu halten, die Freiheit zu erkämpfen, die Meere zu beherrschen, neue Reiche und Kolonien ins Dasein zu rufen. Das Räthsel löste Carlyle. Er be-

kannte sich zu Männern, die dem Ruf des Gewissens gefolgt waren und nach Gerechtigkeit verlangten; er erklärte die Größe ihrer Thaten durch das Wesen ihres Pflichtideals und begriff den Geist, der dem seinen verwandt war. Taine, als er diesen „Cromwell“ las, wünschte, es möchte künftig alle Geschichte so wie diese geschrieben werden, und wollte alle regelgerechten Abhandlungen, alle schönen, farblosen Schilderungen der Robertson und Hume dafür hingeben. Denn hier sei der Mensch selbst auferweckt. Kein Berichterstatter trete zwischen ihn und die Thatfachen und versuche, statt seiner zu denken. Die Wahrheit spreche.

Mehr als dreißig Jahre lang, von der Veröffentlichung des Sartor Resartus bis zur Vollendung der Geschichte Friedrichs des Großen, gehorchte Carlyle dem Ruf in der eigenen Brust, Wahrheit zu verkünden. Damit war sein Schicksal besiegelt. Im viktorianischen England wurde der Prophet nicht gesteinigt und auch nicht verbrannt. Er ärgerte nur und wurde wieder geärgert; und Das war das Schlimmste, was einem Mann, der zeitlebens an Dyspepsie litt, widerfahren konnte. War es billig, etwas Anderes zu erwarten? Während Carlyle seinen widerspenstigen Wagen mit Hafergrünze beruhigte, bereitete er den Zeitgenossen mit zunehmend erregter Galle und bitterstem Humor die unverdauliche Kost seiner Paradoxe und Invektiven. „Den siebenundzwanzig Millionen Menschen, meist Narren“, die das England von 1830 bis 1840 bevölkerten, erzählte er mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit die Geschichte von den Schweinen, „den vierfüßigen“, wie er, jedes Mißverständniß ausschließend, hinzufügte:

1. „Vorausgesetzt, es sei denkenden Schweinen möglich, von ihrem Begriff des Universums, ihren Interessen und Pflichten darin Rechenschaft zu geben. Wäre Das nicht wissenschaftlich, vielleicht auch überraschend für ein zur Unterscheidung fähiges Publikum und anregend für den etwas darniederliegenden Büchermarkt? Die Stimmen aller Geschöpfe, so heißt es ja, sollen abgegeben werden, damit es dadurch möglich werde, mit besserer Einsicht für sie Gesetze zu schaffen. Wie ließe sich ein Ding regiren, ohne daß man vorher sein Votum einholte? fragen jetzt Viele . . . Schweinevorschlüge lauteten in Kürze ungefähr: So weit nach gesunder Schätzung zu erkennen, ist das Universum ein riesiger Schweinetrog, gefüllt mit Flüssigem und Festem, auch anderem Zeug und sonstigen Gegenständen, ganz besonders aber mit Erreichbarem und Unerreichbarem, — das Unerreichbare in für die meisten Schweine überwiegender Menge.

2. Das moralisch Schlechte besteht in der Unmöglichkeit, das moralisch Gute in der Möglichkeit des Wälzens für die Schweine.

3. Was ist das Paradies oder der Zustand der Unschuld? Nach der Meinung geistig schwacher Schweine bestand das Paradies, auch Zustand der Unschuld, Goldenes Zeitalter und noch anders genannt, in der unbegrenzten Fähigkeit des Genußes von Spälicht, in der Erfüllung jedes Wunsches, so daß die Einbildungskraft des Schweines die Wirklichkeit nicht mehr überbieten konnte: eine Fabel, eine Unmöglichkeit, wie jetzt alle vernünftigen Schweine einsehen.

4. Bestimmen Sie die Gesamtpflichten der Schweine? Es ist die Mission des gesammten Schweinegeschlechtes und die Pflicht aller Schweine, zu allen Zeiten die Masse des Unerreichbaren zu vermindern, die des Erreichbaren zu vermehren. Alle Wissenschaft, Hingebigkeit und Kraftaufbietung muß darauf und darauf allein gerichtet bleiben. Schweinewissen, Schweinebegeisterung und Aufopferung kennen kein anderes Ziel. Es begreift alle Pflichten der Schweine in sich.

5. Die Dichtkunst der Schweine soll allgemeine Anerkennung und Lobpreisung der Vortrefflichkeit von Spüllicht und gebrochener Gerste, die Glückseligkeit der Schweine, die gesättigt sind und deren Trog in Ordnung ist, zum Ausdruck bringen. Grung!

6. Das Schwein kennt das Wetter; es soll Ausschau halten und sehen, woher der Wind bläst.

7. Wer erschuf das Schwein? Unbekannt; vielleicht der Schweineschlächter?

8. Wieht es Gesetz und Ordnung im Schweinereich? Mit Beobachtungsgabe versehene Schweine haben herausgefunden, daß ein Ding, das man Gerechtigkeit nennt, existirt oder doch einmal als vorhanden vorausgesetzt wurde. Wenigstens giebt es unleugbar in der Schweinenatur ein Gefühl, das, Entrüstung, Rache u. s. w. genannt, in mehr oder weniger zerstörender Art und Weise losbricht, wenn ein Schwein das andere herausfordert: in Folge Dessen sind Gesetze, ja, ist eine überwältigende Anzahl von Gesetzen nothwendig. Denn Streitigkeiten ziehen Blutverlust, Einbuße des Lebens, vor Allem eine erschreckende Ausgießung des Spüllichts und damit den Ruin (den zeitweiligen Ruin) ganzer Abtheilungen des allgemeinen Schweinetrogs nach sich: deshalb müssen Recht und Gerechtigkeit walten, damit solche Reibereien möglichst vermieden werden.

9. Was ist Gerechtigkeit? Dein eigener Antheil am allgemeinen Schweinetrog, nicht ein Theil meines Anspruches an ihn.

10. Aber worin besteht mein Anspruch? Ach ja, darin liegt thatsächlich die größte Schwierigkeit, über die das Schweinewissen, nach so langem Sinnen, noch durchaus gar nichts beschlossen hat. Mein Antheil . . . Grung! . . . mein Antheil ist im Ganzen Alles, was ich zu erwischen vermag, ohne gehenkt oder auf die Galere geschickt zu werden“.

Durch solche Spannungen satirischer Laune mußte der Humorist Carlsyle dem Sittenprediger und Reformier Carlsyle Gehör erzwingen. Das ging nicht ohne harte Schläge und nur um den Preis ab, die Opfer seiner Zornausbrüche durch gewollte Uebertreibungen des Stils, durch ein unausgesetztes Feuerwerk, oft cynischer und brutaler, oft gänzlich phantastischer, aber stets origineller, überraschender Gedanken in Athem zu halten. Nur wenn er die Menschen durch den Anblick ihrer Verkehrtheiten gedemüthigt, des Irrthumes überführt und zum Lachen gebracht hatte, konnte es gelingen, sie mit sich fortzureißen und für Ideale zu begeistern, die, seiner pessimistischen Weltanschauung nach, der Kirche und dem Staat, der Schulweisheit der Philosophen und der Routine der Gesetzgeber, vor Allem den siegesfrohen Verändern der utilitarischen Moral verloren gegangen waren.

Nach dem selben Methoden wie seine Kritik und seine ethische Lehre baute Carlyle Geschichte auf. Es ist bezweifelt worden, ob er überhaupt ein Recht darauf besäße, unter den Historikern im eigentlichen Sinn seine Stelle einzunehmen. Nicht etwa, weil er unterlassen habe, Dokumente zu prüfen, Texte und Daten zu vergleichen, Quellen auszunützen. Die Masse des historischen Details hat vielmehr die Wirkung seiner vielbändigen Geschichte des großen Friedrich, diese „lebende Bildsäule“, wie Bismarck sie nennt, beeinträchtigt, weil endlich die Kraft versagte, so viele einzelne Züge zu einem einheitlichen Bild zu gestalten. Aber um offizielle, diplomatische, politische oder ökonomische Geschichte allerdings ist es diesem Seher nicht zu thun. Die Thatfachen sind der Aufbau für das Verständniß des Menschen; der große Mann verkörpert die Zeit. Die Seele Luthers erschließt das Geheimniß der Reformation; den Calvinismus verkörpert Knox; die Revolution ist Fleisch geworden und verurtheilt in Mirabeau, in Robespierre. Nichts von Allem, was dazu beitragen kann, solche Menschen zu erklären, ist gleichgültig; um sie zu verstehen, ist es nothwendig, ihr Genosse zu werden, in ihre Empfindungswelt sich zu versetzen, mit ihrem Herzen zu fühlen, zu leiden, zu wollen, ihren Schatten aufzuwecken und niemals zu vergessen, daß diese Menschen ewig leben und wie er selbst, ihr Biograph, Rechenschaft geben müssen von den Thaten, die sie hienieden vollbrachten. In diesem Licht geschaut, wird die Geschichte lebendig. Sie ist für Carlyle die Chronik Dessen, was der große Mensch auf Erden gearbeitet, gethan und geleistet hat im Dienste der geheimnißvollen Macht, die ihn vorwärts trieb nach unbekannten Zielen und in ihm sich offenbarte: „Sie waren die Führer der Menschheit, diese Großen“, ruft er begeistert aus, „die Bildner, die Muster, im weitesten Sinn die Schöpfer Dessen, was die Masse der Menschen zu thun und zu erreichen vermochte; alle Dinge, die wir in der Welt vollzogen sehen, sind nichts Anderes als das äußere materielle Ergebniß, die praktische Verwirklichung und Verkörperung der Gedanken, die in großen Menschen lebten . . . Versucht immerhin das Werk eines solchen Mannes unter Guanohügeln und Excrementen von Eulen zu begraben: es wird nicht, kann nicht untergehen. Was von Heldenthum, was vom Licht der Ewigkeit im Menschen und in seinem Leben war, Das wird mit genauester Messung den Ewigkeiten hinzugefügt, bleibt für immer ein neuer göttlicher Theil der Summe aller Dinge . . . Deshalb ist der Heroenkultus zu dieser Stunde, zu allen Stunden die belebende Kraft des menschlichen Daseins; die Religion beruht auf ihm, die Gesellschaft stützt sich auf ihn. Denn was bedeutete sonst Loyalität, die der Lebenshauch aller Gesellschaft ist, wenn nicht den Ausdruck dieses Kultes, die unterwürfige Bewunderung für Solche, die wahrhaft groß sind?“

Nichts war unpopulärer als eine solche Theorie. Sie verurtheilte die

französische Revolution — Das mochte hingehen —, aber sie brach auch den Stab über das moderne England; und Carlyle wußte, was er zu gewärtigen hatte, als er mit unbändigem Zorn sich anschickte, alle vaterländischen Götzen zu zerbrechen: die moderne Philanthropie, die parlamentarische Uebermacht, das Self-Government, das ökonomische Evangelium, das Stimmrecht, das den „Quashee Nigger Sokrates oder Shakspeare gleichsetzt“, die Jagd nach dem Golde, die Ueberschätzung des Komforts, die Unerfättlichkeit im Genießen, Horsehood, Doghood, wie er sagt. Die Leute hielten ihn für wahnsinnig. Es bestärkte sie nur in dieser Absicht, als er nach dem Krimkrieg die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht empfahl und in „Past and Present“ nicht das geringste Hehl aus seiner Ueberzeugung machte, daß, wer nicht arbeite, auch nicht besitzen solle. „Ein richtiger Tageslohn für eine richtige Tagesarbeit gehört zu den gerechtfertigsten Forderungen, die Regirte jemals an ihre Regirer gestellt haben“, schrieb er, aber er fügte hinzu, der gerechte Anspruch des Arbeiters sei damit nicht erledigt, Geldentlohnung nicht das einzige Bindeglied zwischen Menschen. „Um Gerechtigkeit ringt der arme Arbeiter, um einen gerechten Lohn, nicht nur in Münze. Obwohl er es selbst noch nicht weiß, möchte der an die Arbeit gebundene Unterthan einen weisen und liebenden Vorgesetzten finden. Ist nicht etwa auch Das billiger Lohn für geleisteten Dienst? Eine männlich würdige Stellung und Beziehung zur Welt, in der er sich als Mann fühlt: dafür kämpft er. Denn Liebe kann nicht durch Quittungen erkaufte werden und ohne Liebe können Menschen das Zusammensein nicht ertragen“.

Widerspruch konnte einen Mann, der so dachte wie Carlyle, nur im Bewußtsein, daß ihm eine Sendung geworden sei, bestärken. Die letzte seiner Schriften, deren Titel den Inhalt verräth, war heftiger und zürnender als alle vorhergegangenen. „Shooting Niagara and After“ nannte er selbst „höchst grimmig, übertrieben, rauh, ungeläutet und mangelhaft.“ Aber er freute sich, „dem heulenden Hundepack“, das ihn herausforderte, sein letztes Wort über Das, was er von ihm dachte, zu sagen, und blieb dabei, daß England sich dem Teufel verschrieben habe. Was er wollte, waren offene, ehrliche Ueberzeugungen, eine starke Regirung der Fähigsten und Besten im Dienste göttlicher Gesetze, eine reinliche Scheidung zwischen Recht und Unrecht, die Herstellung eines Gemeinwesens, dem die ethischen Aufgaben als die höchsten galten. Was er sah oder zu sehen glaubte, war eine skeptische, utilitarische Welt, die zum Evangelium des Goldes und zu einer konventionellen Sittlichkeit sich bekannte, der korrekte Manieren mehr als gute Thaten galten, die sich unterhalten und genießen wollte und deren praktische Weisheit er die Verneinung Gottes nannte. Man schrieb 1867. D'Israeli, bald darauf Gladstone regirten; oder vielmehr: nach Ansicht Carlyles regirte Niemand.

Whigs und Tories überboten einander im Werben um Majoritäten und wiegten sich in der angenehmen Selbsttäuschung, es genüge „einige Millionen Stimmen unwissender Tölpel“ zu gewinnen, um die Räthsel der Staatskunst mit Hilfe eines Parlamentes zu lösen, das Carlyle mit einer sprachlichen Windmühle verglich, in der Intriganten sich die Zungen ausfahren, um Lärm zu machen. Er aber wollte einen Herrscher, dessen Wille über seinem Willen stand, den Charakter, Fähigkeit und Beruf zum Führer vorbestimmten. Ohne Unterwerfung unter einen solchen Auserwählten des Himmels sei Freiheit nicht denkbar.

Es hieß, Carlyle verkennen, wollte man voraussetzen, es sei etwa persönliche Bitterkeit oder die Enttäuschung des Alters gewesen, die ihn veranlaßten, so zu reden. In der Jugend sprach er nicht anders. Auf der Höhe seiner schriftstellerischen Laufbahn winkte ihm der Ruhm. Eine kleine, aber begeisterte Gemeinde scharte sich um ihn. Ein großes Publikum, das der Prophet nicht überzeugte, ließ sich durch den Künstler gewinnen. Carlyles „Französische Revolution“ errang einen ungeheuren Erfolg. So plausibel, so lebendig hatte, bei allen Excentricitäten, noch Keiner zu erzählen gewußt. Man verglich Carlyle mit Michelet und das Wort des französischen Meisters: „Ich nenne Geschichte Auferstehung“ galt auch vom englischen Genius. So hingeworfen wurden die Menschen von dieser Darstellungskunst, die längst Vergangenes wie ein Gegenwärtiges, Selbsterlebtes, Selbsterfahrenes schauen ließ, daß nicht Wenige, unter ihnen hervorragende Männer der Zeit, die Mühe nicht scheuten und, den Band der „Revolution“, der „Barnes“ enthielt, wie einen Murray oder Badeser gebrauchend, den Weg von Paris über Chalons, Saint-Menehould bis zum Städtchen einschlugen, an dessen Brückenkopf der Postmeister Drouet mit der Nationalgarde am zweiundzwanzigsten Juni 1791 im Hinterhalt gelegen und die Kutsche abgefangen hatte, worin der arglose Ludwig XVI mit den Seinen zum Heer Bouillös zu fahren glaubte und, statt dorthin, in die Falle seiner Feinde gerieth. Nicht Enttäuschung also wars, die den 1795 geborenen, 1865, nach zweiunddreißig Schaffensjahren, noch leistungsfähigen Mann bewog, die ihm zugewiesenen sechs zehn letzten Jahre in Schweigen zu verbringen. Vielmehr stand über den wahren Grund dieses Schweigens eine Enthüllung bevor, die nur wenige nähere Bekannte geahnt hatten. Carlyle starb am fünften Februar 1881. Bereits zwei Jahre später, 1883, veröffentlichte sein jüngerer Freund und Biograph, der Historiker J. A. Froude, auf Carlyles Wunsch, wie er sagte, die „Briefe und Erinnerungen von Jane Welsh Carlyle“. Die Welt wurde von der Kunde überrascht, daß Carlyle nicht nur seit dem 1865 erfolgten Tode seiner Gattin sich in Gram um sie verzehrte, sondern auch, daß der tiefste Grund dieses Grams Neue gewesen sei. Man stand vor einem Roman, richtiger gesagt:

vor einem Drama, das zwischen der Gattin, einer Märtyrerin, und dem Gatten, ihrem Quäler, sich abspielte. Der unerbittliche Sittenprediger, der das Neue Testaments bevorstehenden Zusammenbruches einem verderbten Geschlecht an die Wand geschrieben hatte, flüchtete zur Beichte und that öffentlich Abbitte. Der Skandal war eben so groß wie das Erstaunen.

Thomas Carlyle, der Sohn des strengen, in dürftigen Verhältnissen, nicht in Armuth lebenden Maurers von Ecclefechan, hatte eine ungewöhnliche Frau zur Mutter gehabt. Der Junge, der, wie die Seinen, von Hafermehl, Kartoffeln und gesalzener Butter lebte, erhielt eine vortreffliche Bildung, die ihn befähigte, die Universität Edinburgh, kaum fünfzehnjährig, zu beziehen. Der Wunsch der Mutter, er möge kalvinischer Prediger werden, ging nicht in Erfüllung. Gegen Theologie empfand Carlyle einen eben so großen Widerwillen wie eine niemals ganz erschütterte, begeistert wieder aufflammende Liebe für aufrichtig geübte Religion. Nur in Mathematik leistete der Student Ungewöhnliches. Als Lehrer in diesem Fach erwarb er sich zuerst Unabhängigkeit und verwandte sie zur Unterstützung der Familie, der er mit rührender Liebe und Aufopferung zugethan blieb. Aber selbst den Lehrerberuf empfand er wie eine unerträgliche Fessel. Nach Jahren schmerzlichen geistigen Ringens, nach Krankheit und materieller Noth, durch die ein vorwurfsfreies, strenges Leben zur inneren Befreiung und Wiedergeburt hindurchhelf, entschloß er sich, den unabhängigen Beruf des Schriftstellers zu wählen. Um diese Zeit, 1821, führte ihn sein Freund Irving, ein Theologe, in das Haus der Wittwe eines angesehenen Arztes, Mrs. Welsh, ein. Seit dem kurz vorher erfolgten Tod ihres Gatten lebte sie auf dem ihrer Tochter Jane Baillie Welsh gehörigen Besitz Craigenputtock, in Haddington nahe bei Edinburgh. Mrs. Welsh, eine noch schöne Frau, galt als erregbar und eigen Sinnig; diese Eigenschaften hatte die Tochter geerbt, war aber dabei außerordentlich begabt, sehr unterrichtet, vom Ehrgeiz, sich in der Literatur einen Namen zu machen, befeelt und von großem Selbstbewußtsein getragen. Sie nannte sich „drei Viertel Römerin, ein Viertel Fee“. In der Gegend hieß sie „die Blume von Haddington“ und wurde wegen ihrer Schönheit, ihres Geistes und ihrer Mitgift viel gefeiert und umworben. Irving war ihr Lehrer gewesen und hatte für sie eine leidenschaftliche Neigung, die eben so erwidert wurde, gesagt. Aber Irving hatte sich bereits vor Jahren mit einem anderen Mädchen verlobt, das ihm seine Freiheit nicht zurückgab und das er später heirathete. Mrs. Welsh wußte es; Irving ging und an seiner Stelle versah jetzt Carlyle die junge Dame mit Rathschlägen und Büchern, erhielt die Erlaubniß, sie öfter aufzusuchen, und korrespondirte mit ihr. Es währte nicht lange, so trat er auch mit dem Herzen die Ueberlieferungen seines Vorgängers an. „Ich habe geträumt und gehofft, aber welches Recht hatte ich, zu träumen und zu

hoffen?“ schrieb er schon im ersten Jahr 1821. Miß Belfy verwies ihn, wie vor ihm Irving, auf Freundschaft und erklärte, sie wolle seine Freundin sein, seine Frau niemals. Und wäre er so reich wie Krösus, so geehrt und berühmt, wie er es noch werden sollte. Er wußte nicht, daß sie nicht lange nachher ihr Vermögen der Mutter und nach deren Tode ihm selbst testamentarisch vermachte. Den Mißgriff, ihre eigenwillige, stolze Natur zu verkennen, beging er nicht. Er beschränkte sich nach ihrem Wunsch vorläufig auf Freundschaft, lobte ihre Verse und ermuthigte sie zu schriftstellerischer Thätigkeit. Einen Roman, so meinte er, sollten sie zusammen schreiben. „Literatur“, schrieb er ihr in Bezug auf solche Zukunftspläne, „vermehrt unsere Empfindungsfähigkeit, aber Glück ist nicht unser letzter Zweck auf dieser Welt... Ich wollte, ich dürfte Ihnen die Mittel angeben, alles Vortheiliche, der in der Arbeit zu finden ist, sich zu versichern und alle dabei drohenden Uebel zu vermeiden. Aber es soll nicht sein. Das Gesetz des Lebens verbindet Gutes und Schlimmes unzertrennlich. Das Herz, das Laumel des Glückes kennt, muß auch Qualen kosten. Harren Sie aus. Jeder Lichtstrahl des Genius, und sei er noch so schwach, ist ein Geschenk Gottes. Die Milton, die Staël sind das Salz der Erde“. Zur Weihnacht 1822 übersandte ihm seine „dear and honoured Jane“ einen kleinen Schmuckgegenstand. So lange er lebe, versicherte er, werde er den Edelstein, der glänze wie sie, auch wenn sie getrennt sein sollten, zur Erinnerung an begrabene Hoffnungen behalten. Bald darauf mußte er Irving gegen „grausame Spottreden“ der jungen Dame schützen, bis sie ihm 1824 schrieb, welche Idiotin sie gewesen sei, den Mann jemals so hochgeschätzt zu haben. Carlyles künftige Größe erkannte sie früh; es machte sie nicht irr, daß seine ersten Leistungen, Schillers Leben, die Uebersetzung von Goethes „Meister“, ihm zwar etwas Geld, aber keinen Ruhm eintrugen. In ihren Adern floß das wilde Blut ihres Ahnherrn John Knox; zum Opferlamm war sie nicht geboren. Sie quälte ihren Liebhaber, zankte sich mit ihm, entriß ihm das Geständniß, der „Meister“ sei als Roman so gut wie nichts werth, versöhnte sich wieder und versprach, wenn Carlyle einmal sein Glück gemacht habe, es mit ihm zu theilen. „Ich habe keinen Funken von Genie, ich habe a tibbit (einen Teufel) von Laune“, jammerte Carlyle, dem Dyspeptie „wie eine Ratte in der Höhle seines Magens nagte.“ Allein er liebte Jane und ersparte ihr gute Lehren nicht: „Ich beschwöre Dich“, sagt er, der seine Mutter anbetete, dem jungen Mädchen, „ich beschwöre Dich, fahre fort, Deine Mutter zu ehren und zu lieben und ihre Gesellschaft jeder anderen vorzuziehen. Die Uebung dieser ruhigen Neigungen ist das sicherste auf Erden erreichbare Glück, die beste Nahrung für das Edelste in der Seele... Zwei Wege stehen Dir offen: Du kannst eine fashionable Dame werden, die Zierde der Salons, die Gattin eines

erfolgreichen Mannes, oder Du kannst das Streben nach Wahrheit und sittlicher Schönheit als das höchste Gut wählen und in Bezug auf Anderes dem Schicksal vertrauen.“

Miß Jane Welsh war vorläufig ein kleiner Freigeist; „eigenständig wie ein Maulthier“, nannte sie sich, aber Carlyles Stimme drang zu ihr „wie das Gebot eines zweiten Gewissens, nicht weniger furchtbar als dasjenige, welches die Natur meiner Brust eingepflanzt hat. In meinen ernstesten Stimmungen glaube ich manchmal, es sei der Zauber, womit ein guter Engel mein Herz wider das Böse stärkt.“

Carlyle hatte in der Nähe seiner Familie einen kleinen Pachthof gemiethet. Dort erhielt er einen Brief von Jane, worin sie ihre einstige Liebe zu Irving bekannte. Als er darauf entgegnete, daß seine geistigen und körperlichen Schwächen ihn nicht befähigten, ihr Gatte zu werden, und sie sich ihm nicht opfern dürfe, erschien sie selbst, „sah das rauhe Bauernklement“, in dem Carlyle und die Seinen lebten, gewann für immer die Zuneigung der Familie und ließ sich selbst nicht abschrecken, eines armen, niedrig geborenen Mannes Frau zu werden. Am siebenzehnten Oktober 1826 hielten die Beiden stille Hochzeit. Vierzig Jahre hindurch währte ihr Zusammenleben. Gegen das Ende fiel das Wort der Frau: „Ich heirathete aus Ehrgeiz. Carlyle hat meine wildesten Hoffnungen weit übertroffen und ich . . . bin elend“.

Durch einen eigenthümlichen Zufall sollten diese und viele ähnliche Äußerungen au pied de la lettre vom künftigen Biographen Carlyles und dem ihrigen genommen und so der Welt ein durchaus falsches Bild dieser Beiden geboten werden. Der Urheber der Wirtsal war J. A. Froude, der begabte und bekannte englische Historiker. Er war ein glänzender Schriftsteller und zugleich ein Mensch, in dem die Einbildungskraft alle anderen Fähigkeiten überwog. Es war ihm unmöglich, ein Dokument so zu lassen, wie er es fand. Gelehrte Fachgenossen, die seine Quellen und Citate nachprüften, fanden sie an den wichtigsten Stellen verändert und nach Bedarf dramatisirt. Königinnen, deren Schicksale er zu schildern hatte, schickte er in Scharlachgewändern aufs Schaffot, obwohl er wußte, daß ihre letzte Kleidung schwarz gewesen war; Helben und Bösewichter ließ er mit Worten auf den Rippen sterben, die sie nie gesprochen hatten. Der Geschichtschreiber Froude war zum Romandichter geboren; Ehrfurcht vor den Thatfachen blieb ihm stets unbekannt. Diese Eigenthümlichkeit, die seine Kritiker mit einem härteren Ausdruck bezeichnen, war das Gegentheil dessen, was Carlyle, dem Wahrheit über Alles ging, im Leben, im Wissen und in der Literatur wollte. Froude besaß jedoch eine hinreißende Darstellungsgabe; er war ein gewinnender, liebenswürdiger Mensch; er bewunderte Carlyle und seine Frau. Auch lag es in seiner beweglichen, aneignungsfähigen Künstlernatur, in den Farben

Derer, die er bewunderte, zu schillern. Was ja nicht ausschloß, daß er viele Ansichten Carlyles aufrichtig theilte. Anfangs ein bloßer Bekannter, wurde er von 1860 an Hausfreund des Ehepaars, das seit 1834 und bis zum Ende in einem altmodischen, kleinen abgelegenen Hause in Chesham Row, Chelsea, nah bei der Themse, lebte. Carlyle war damals fünfundsiebzig, seine um fünf Jahre jüngere Frau bereits schwer leidend und immer kränkelnd. Im Jahr 1865 ernannten die edinburgher Studenten fast einmüthig Thomas Carlyle zum Rektor der Universität. Im April 1866 trennte er sich, wie immer mit zärtlichem Abschied, von seiner Frau, die ihn nie auf seinen Reisen zu begleiten pflegte und auch diesmal, schon ihrer Gesundheit wegen, zurückblieb. In Edinburg erwarteten ihn begeisterte Huldigungen. Er sprach zur akademischen Jugend mit der gereiften Weisheit des Alters. Wie einst die Covenanters, so sollten auch sie das Evangelium Christi zur Regel ihres täglichen Lebens machen, das Rechte thun, ohne sich darum zu kümmern, ob sie im Leben Erfolg davon hätten, dem Studium, vor Allem der Geschichte sich zuwenden, aber die Ausbreitung der Kenntnisse nicht überschätzen. Frömmigkeit und Furcht vor den Göttern habe das alte Gemeinwesen groß gemacht, Demokratien seien der Natur der Sache nach nie von langer Dauer gewesen. Wesentlich sei, daß in einer Welt wie der unseren die Edelsten und Weisesten leiten, die Uebrigen gehorchen sollten.

Der Erfolg dieser Rede Carlyles war ungeheuer. Vom „Sartor Resartus“, der 1833 als „das Werk eines literarischen Tollhänslers“ keinen Verleger hatte finden können, wurden jetzt zwanzigtausend Exemplare verkauft. „Ein vollständiger Triumph“, so lautete das Telegramm von Freunden an Mrs. Carlyle, die mit Dickens und Wilkie Collins u. A. bei einem fröhlichen Mahle auf die Gesundheit ihres Mannes trank. In einem Brief an sie klagte er am neunzehnten April darüber, nichts von „seinem liebsten Herz“ gehört zu haben. In einigen Tagen sei er wieder bei ihr. Er schickte ihr seinen Segen und sein Lebewohl. Am Morgen des einundzwanzigsten April schrieb sie ihm noch, wie fast jeden Morgen, „den heitersten, fröhlichsten Brief von allen“. Seit zwei Jahren hatte Carlyle seiner von schwerer Krankheit genesenen Frau eine Equipage geschenkt. Sie ließ an jenem Nachmittage anspannen und fuhr, ihr Hündchen auf dem Schoß, in den Hyde-Park. Dort setzte sie den Hund heraus und ließ ihn laufen. Ein vorüberfahrender Wagen ging ihm über den Fuß und er lag, mehr erschreckt als verletzt, heulend auf dem Rücken. Sie ließ halten, sprang heraus, nahm das Thier in ihre Arme und ließ weiterfahren. Der Kutscher fuhr zweimal um den Serpentinesee. Bei der Achillesstatue drehte er sich, verwundert, daß er noch immer keine Weisung, nach Hause zurückzukehren, erhielt, nach seiner Herrin um. Die Sache schien ihm sonderbar; er bat einen in der Nähe befindlichen Herrn,

einen Blick in den Wagen zu werfen. Da saß Mrs. Carlyle mit gefalteten Händen, — eine Leiche.

Man brachte sie in das nahe Georgshospital. Die ersten Freunde, die gerufen wurden, Froude und Miss Jewsbury, vergaßen den Anblick nie wieder: „Die Stirn, die bei ihren Lebzeiten von immerwährenden Schmerzen zusammengezogen war, hatte sich geebnet und jetzt zum ersten Mal sah ich, wie wundervoll sie war. Der geistreiche Spott wie die traurige Weichheit, womit er abwechselte, waren verschwunden, ihre Züge in ernster, majestätischer Ruhe geglättet. Manches schöne Antlitz habe ich im Tode gesehen, aber keins war so großartig wie das ihre.“

Mit aller Schonung wurde Carlyle in Kenntniß gesetzt. Er bittete seine kleine Jeannie in der Abteikirche zu Haddington in die heimathliche Erde und tröstete sich nie wieder. Wenn er an die Stelle kam, wo Mrs. Carlyle zum letzten Mal lebend gesehen worden war, entblößte er stets das Haupt. Mit seiner Schriftstellerei ging es nach ihrem Tode zu Ende. Craigenputtock vermachte er in ihrem Namen der Universität Edinburgh. Des Lebens blieb er überdrüssig. „Der unheilbare Kummer, die in Thränen getränkte Liebe um sie“ beschäftigten ihn ganz und nahmen die Wendung zu bitterer, selbstquälerischer Reue: „Ach, ich war blind, stockblind“, klagte er unaufhörlich; „ich hätte wissen sollen, wie nah meine helle Sonne dem Untergang war!“

München.

Lady Blennerhasset.



Das Buch eines Arbeiters.

Es ist schon längst gesagt, daß die gesellschaftlichen Klassen einander heute gegenüberstehen wie zwei ganz fremde Nationen; denn trotzdem heute, wo nur gesellschaftliche, nicht auch rechtliche Schranken die Bevölkerung trennen, der Uebergang von einer unteren Schicht in eine höhere und umgekehrt viel leichter ist als früher und daher in jeder Klasse mehr Mitglieder als früher stehen, die in einer anderen geboren und erzogen wurden, so war doch die Unwissenheit der einen Klasse über Denken und Fühlen der anderen nie so groß wie jetzt; der Grund ist, daß unser gesellschaftliches Leben in immer steigendem Maße aufhört, eine Beziehung von Personen zu sein, und zu einer Beziehung von Funktionen dieser Personen wird. Wo also Mitglieder zweier verschiedenen Klassen einander berühren, lernen sie sich nicht mehr menschlich kennen, sondern sie betrachten und, da fast immer ein Tauschverhältniß zu Grunde liegt, bewerthen nur gewisse Aeußerungen des Anderen. Aus ihnen konstruiren sie sich dann einen typischen Charakter: des Arbeiters, des Unternehmers, des Hauseigenthümers, des Krämers u. s. w.; in diesen Typus gehen aber nur die Züge ein, die sich aus den genannten Aeußerungen ergeben und mit der ihr entsprechenden Bestimmung des anderen Theils beobachtet werden, so daß naturgemäß Zerrbilder des

Haßes und Mißverständnisses entstehen. Unter solchen Umständen ist es mit großer Freude zu begrüßen, wenn wir charakteristische Selbstbekenntnisse der einen oder anderen Klasse bekommen. Uns Gebildeten ist besonders fremd die Arbeiterklasse, in welcher der Einzelne zugleich, da der Arbeiter am Unfreiesten den Lebensbedingungen seiner Klasse gegenübersteht und somit stärker und direkter von ihr beeinflusst werden muß als der einzelne Beamte, Bürger, Aristokrat oder Gelehrte, uns sozial viel Vehrreicheres erzählen kann als Andere. Das im Verlag von Eugen Dieberichs erschienene Buch „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters“ hat hierdurch einen sehr großen Werth und verdiente wohl, von Vielen gelesen zu werden.

Aber es hat auch eine große ästhetische Bedeutung.

Wir, die Gebildeten von heute, haben eine große Freude an einfacher und naiver Erzählung, bei der der Erzähler, um einen Ausdruck Goethes zu gebrauchen, nur ganz treuherzig in die Natur verliebt ist; und so suchen wir schöne alte Bücher zusammen, versetzen uns in fremde Zeiten und Sitten und haben viele Schwierigkeiten der Sprache; denn unsere heutigen Schriftsteller besitzen nicht mehr die Einfalt und treuherzige Liebe zum Wirklichen, sondern können ihre Gedanken, Deutungen und Folgerungen nicht zurückhalten, wollen seltsame Schwierigkeiten aufdecken und Unerhörtes und Neues bringen, möchten durch Beschreibungen glänzen und suchen, indem sie bald nachahmen, bald dem Schrein der Nachahmung ausweichen, sich für ihre eigene Person hervorzuthun, statt nur Das, was sie sagen wollen, in das rechte Licht zu setzen. So wenden sie sehr viel Begabung und noch mehr Fleiß an eine doch zuletzt undankbare Aufgabe, — was ja wohl überhaupt ein Merkmal unserer gegenwärtigen Kultur sein mag.

Die Arbeiterklasse, die in raschem Aufsteigen begriffen ist und vermuthlich zwar durchaus nicht all ihre Erwartungen befriedigt sehen kann, aber doch sicher manche Thätigkeiten auf sich nehmen wird, die heute den höheren Klassen eigen sind, besieht, als ein jugendliches Wesen, nach rechte Einfalt und Treuherzigkeit und könnte an sich unsere Literatur verjüngen, nicht nur durch eine neue Begeisterung für Ideale der sittlichen Freiheit, die ja sie recht eigentlich bewegt, sondern auch durch neue Kraft und Frische der Anschauung und Darstellung; aber die Kampfmittel, die sie nach den heutigen Umständen anwenden muß, sind leider von einer Art, daß gerade den Begabten und Vorkämpfenden diese Fähigkeit verloren gehen muß, da sie die Kampfmittel erwerben müssen aus dem üblen Abhub der Bildung, den man popularisirte Wissenschaft nennt, und aus den Zeitungen; hierdurch aber geht ihnen die Frische und Kraft, zwar nicht des Gefühls, aber des Gedankens, der Anschauung und des Ausdrucks verloren, so daß, was man von eigentlicher Arbeiterliteratur in die Hände bekommt, in dieser Hinsicht viel schlechter ist als alle andere.

Das Buch, auf das diese Zeilen aufmerksam machen wollen, ist nun zum großen Glück von einem Mann geschrieben, der zwar die Wandlungen unseres Wirtschaftslebens aus Kleinbürgerlichem Wesen zum Industrialismus gerade mit erlebt hat, aber doch noch nicht in den Bannkreis der Sozialdemokratie und damit in das Lesen von Schriften und Zeitungen hineinkam, sondern seine Sprache und Anschauung an der Bibel gebildet hat, die neben den griechischen Klassikern das beste Muster ist. So hat ihn zwar die Unruhe so weit erfasst

daß er sein Leben niederschrieb, was einem gleichen Mann aus der Generation unserer Eltern noch nicht in den Sinn gekommen wäre, aber er hat sich dennoch wahrhafteste Einfachheit und Größe des Stils erhalten. Freilich: was er in diesem Stil sagt, Das hat nur soziologisches Interesse und kein wahrhaft künstlerisches, denn es sind nur gemeine und werthlose Dinge, die höchstens einmal gelegentlich durch einen dünnen Strahl bürstigen Gemüthes verschönt werden; und dazu fehlt jeder Aufbau, Unterordnung, Vorbereitung oder Zuspitzung; doch genügt die bloße Einfachheit und Reinheit des Stils, in dem der Mann nur erzählt, nie schildert und nie reflektirt, um sein Buch so fesselnd zu machen, wie selten Bücher sind. Ich wenigstens habe es in einem Zuge mit dem größten Vergnügen und ohne einige Umlauf durchgelesen.

Wie ein solches Vergnügen entstehen mag, ist wohl recht schwer zu erklären; denn wenn wir die Dinge, die in dem Buch stehen, vor uns in der Wirklichkeit sehen, so würden wir uns ganz gleichgiltig von ihnen abwenden; und so wenig Neues, was nicht schon in der Wirklichkeit gewesen wäre, sondern aus seinem Inneren hätte kommen müssen, hat der Erzähler hinzugefügt, daß er selbst oft nicht die seelischen Ursachen der erzählten Geschehnisse versteht und der Leser sie sich aus seiner spiegelklaren Objektivität selbst suchen muß.

Aber nicht nur der Stil der Erzählung, sondern auch der Stil des Ausdrucks ist vorzüglich, in der Einfachheit und Sicherheit der Worte, in dem ausgezeichneten Bau der einzelnen Sätze und der Satzverbindungen. Auch hier hat es dem Mann genügt, daß er von Gedrucktem nur die Sprache Luthers kannte und sonst nur gesprochene Sprache geübt hat. Immerhin muß er auch hier, wie in dem starken Stilgefühl seiner Erzählungsweise, eine besonders große Begabung haben, denn er überwindet Aufgaben, die sich Luther noch nicht stellte, und zwar immer aus dem Geist unserer Sprache heraus.

Wer unsere deutsche Sprache liebt, weiß, in welcher Verwilderung sie sich heute befindet, gegen die gar keine Hilfe möglich scheint. Vielleicht liegt deren letzter Grund in der Behandlung, die unsere Klässiker ihr zu Theil werden ließen; eine Besserung, wenn sie überhaupt möglich wäre, müßte wieder an Luther anknüpfen; vornehmlich würde Das für den Periodenbau gelten, denn unsere heutigen Schriftsteller, weil sie sehr oft ihre geschriebenen Sätze sich nicht mehr laut vorlesen, vergessen nicht selten, daß das Deutsche unter ganz anderen Bedingungen Perioden bauen muß als jede andere Sprache; schon, daß wir sehr langsam sprechen und eine schwerfällige Auffassung haben, schafft eine eigene Voraussetzung; zum Beispiel erklärt sich wohl unsere Freiheit der Wortstellung aus dieser Mühe des Verstehens. Leicht auffassende Völker haben eine grammatikalisch geregelte Stellung; sehen wir doch schon unsere deutschen Juden, gegen den Geist der deutschen Sprache, instinktiv das Objekt hinter das Prädikat setzen; und dieser Instinkt ist durch Nachwirkung des Hebräischen jedenfalls nicht zu erklären.

Was mit Alledem gemeint wird, zeigt sich wohl am Besten durch den Abdruck einiger Sätze aus dem Buch:

„Das ist nichts Seltenes gewesen, daß die Gutsherren und Amtsleute, wenn sie meinen Vater nötig hatten, daß sie ihm das Reitpferd schickten, und manchmal haben sie ihn auch in der Kutsche holen lassen. Aber mein Vater ist doch ein sonderbarer Mann gewesen. Wenns eilig gewesen ist, wie an diesem Morgen,

dann hat er sich freilich auf's Pferd gesetzt und ist in schlanke Trabe rausgeritten; aber wenn er merkte, daß sie ihm das Pferd bloß deswegen geschickt hatten, daß er nicht sollte so weit zu Fuß gehen, dann ließ er den Reitknecht wieder aufsitzen und ging selbst nebenher. Aber die Knechte wollten Das auch immer nicht thun; dann sind sie Beide den ganzen Weg neben dem Pferd hergegangen und haben sich was erzählt. Aber wenn er hat müssen in der Kutsche fahren, dann ist er allemal ärgerlich geworden, und wenn er hinausging zum Einsteigen, da hat er die Hausthür hinter sich zugeworfen und hat kein Kind dürfen mit rauskommen. Aber wenn sie haben einen Veiterwagen geschickt, der gar keinen Sitz gehabt hat, weder für ihn noch für den Knecht, dann ist er freundlich gewesen, dann haben die Kinder dürfen mit rauskommen und hat ihnen die Hand gereicht und hat Abje gesagt, und wenn er hat auf dem Wagen gestanden und die Pferde sind losgegangen, dann hat er ihnen noch zugelacht."

Nicht so ganz erfreulich und rein wie dieses Aesthetische ist der eigentliche Inhalt des Buches, insofern man aus ihm unversehrte Arbeitergesinnung kennen lernt. Zwar ist es im Allgemeinen kein geradezu übles Bild, das man bekommt. Der Sinn für Ehrbarkeit und Tüchtigkeit, der sich in unserem Volk entwickelt hat, leuchtet auch bei diesem Mann immer wieder hervor, der doch auf die sehr niedrige Stufe des Erdarbeiters gesunken ist und eine fast maschinenmäßige Thätigkeit ausüben muß zwischen Leuten, die aus allen Gegenden zusammengeströmt sind und ohne Anhalt an Verwandtschaft wie ohne Weib und Kind bloß für ihre rohe Arbeit leben; auch seine Genossen scheinen nicht böse zu sein, und wenn auch die beschriebenen Lebensumstände sicher nicht dazu angethan sind, brave und tüchtige Menschen zu schaffen, so haben sie doch auch Bravheit und Tüchtigkeit wenigstens nicht vernichtet, die einmal vorhanden waren. Was besonders hoch zu schätzen ist: unter den Ziegeleiarbeitern, zwischen denen er später beschäftigt ist und die hier auch aus zusammengewanderten Volk bestanden, gab es doch eine Menge, die trotz drückenden Affordrängen aus Ehrgefühl ihre Arbeit so gut machten, wie sie konnten, und lieber mit unzureichendem Lohn zufrieden waren, als daß sie schlechte Arbeit geliefert hätten. Solche Gesinnung bei solchen auf der tiefsten gesellschaftlichen Staffel stehenden Leuten, die eine Achtung Anderer kaum zu verlieren haben, verdient doch die höchste Anerkennung.

Zimmerhin muß man sich klar machen, daß, wie jede Klasse, so auch die Arbeiter ihre besondere Sittlichkeit haben; Manches, was uns unerhört vorkommt und deshalb von den Gesetzen hart geahndet wird — denn die Gesetze entsprechen heute ja im Wesentlichen den Anschauungen der mittleren Klassen —, erscheint diesen Leuten als gar nichts Schlimmes. Einmal bekommt der Erzähler bei einem Bahnbau Quartier bei einem kleinen Bauern, wo er mit einem andern Arbeiter zusammen schlafen muß, der die Krähe hat und ihn damit ansteckt. Hierüber ärgert er sich so, daß er fortgehen will; und wie er Das dem krähigen Genossen sagt, erklärt Der, er wolle auch fort, und schlägt ihm zugleich vor, sie sollten ihren Wirth nicht bezahlen, bei einem Kaufmann schnell noch tüchtig borgen und dann heimlich durchbrennen. Das thun die Beiden auch und unser Mann sagt: „Im Quartier kam mir die Sache freilich schändlich vor, wegen den übrigen Kameraden sowohl wie wegen den Unternehmern. Aber die Krähe kriegen war eben so schändlich; und ging nun Wurst wider Wurst“. Wir werden

nie verstehen, wie ein solcher Gang der Gedanken und sittlichen Urtheile möglich ist; wer aber Gelegenheit gehabt hat, mit Arbeitern zusammenzukommen, wird Ähnliches schon oft erlebt haben; vielleicht liegt hier ein Rest urthümlichen Empfindens vor. Dabei ist unser Mann in anderen Fällen durchaus korrekt und sogar sittlich feinführend. So erzählt er, daß sein Großvater von der Mannsfelder Gewerkschaft ausgebildet wurde, damit er bei der Wasserhaltung verwendet werden konnte; als er aber genug wußte, machte er sich selbständig als Brunnenmacher. Darüber sagt der Erzähler: „Dieses Stück, das hat mir in meiner Jugendzeit und auch viele Jahre nachher gar nicht gefallen und ich wünschte oft, da ich ohnehin so wenig davon wußte, ich hätte Das auch nicht gehört; denn mir kam's nicht anders vor als unrecht und undankbar. Erst später, als ich selbst schon viele Jahre gearbeitet hatte, da machte ich mir andere Gedanken davon und da sah ich ein, daß ich meinem Großvater sein Richter nicht bin“.

Wahrscheinlich würde viel Ungerechtigkeit und Erbitterung aus der Welt verschwinden, wenn man die Geschworenen immer aus der Klasse der Angeklagten nehmen würde; unsere heutige Art ist jedenfalls ganz sinnlos; und es ist gewiß nicht zu fürchten, daß solche Gerichte im Ganzen lazer urtheilten; in vielen Fällen würden sie sogar schärfer sein.

Im Allgemeinen herrscht bei unserem Erzähler eine gewisse Rindlichkeit vor, die sehr oft auch übler Natur ist. Recht bezeichnend ist da der Schluß des Buches. Seinen unmittelbaren Vorgesetzten mißtraut der Mann fast immer. Das scheinen die anderen Arbeiter auch zu thun. Am Ende geräth er über den einen Meister, wie es scheint mit Recht, in eine besondere Empörung, weil der ihn gegen die Andern benachtheiligt, aber er weiß nicht, wie er sich helfen soll; da betet er in seiner Noth zu Gott und hat einen Traum, in dem ihm Gott erscheint und sagt: „Wenn Du heute nach Deiner Arbeit kommst und siehest den Meister, so spreche seinen Namen aus und nimm die Form und haue sie auf den Tisch und rufe laut aus: Hier Schwert des Herrn und Sideon! Ich will monatlich über hundert Mark verdienen! Hier ist keine Ordnung! Hier muß man ja bei der Arbeit verrecken!“ Nach diesem Traum handelt er und darauf kündigt ihm der Meister. Hiermit ist er ganz zufrieden; dann aber erhält er seinen Kündigungschein, der die Unterschrift des Direktors trägt. Dem kennt er gar nicht; und daß der unbekannte Mann ihm, der viel länger auf dem Werk war als der Direktor, kündigen will: Das bringt ihn in Aufregung; deshalb will er den Ingenieur vor dem Direktor anklagen, daß er nichts verstehe: „und

weinn mit der Direttor etwa dummn tamer, da' wöllte ich glich' aus Weide an die Lust setzen und selbst Direktor sein.“ Den Ingenieur stellt er denn auch glücklich, redet allerlei Thörichtes zu ihm und fordert ihn auf, er solle mit ihm gehen; nach einigen gewechselten Worten sagt Der: „Nein, ich gehe nicht mit“, und wie unser Mann nach dem Grund fragt, antwortet er wegwerfend, er habe keine Lust. „Aber Dieses fand ich gar nicht schön und war jetzt in Verlegenheit, denn ich hatte nicht darauf gerechnet, daß er mißkäme; aber da machte er sich meine Verlegenheit sogleich zu Nutzen und wandte sich um und ging schnell in der Richtung nach seinem Bureau hinweg. Da kriegte ich Mitleiden und ließ ihn ruhig laufen; denn mißkommen wollte er ja doch nicht.“ Den Direktor sucht er dann später nicht zu einer gewollten Zeit auf, weil er mit einem Male ganz frieblich gestimmt

ist, und kommt erst, als er wieder die richtige Verfassung in sich spürt. „Ihn wegzagen ging nicht, dazu war ich allein noch zu wenig und hatte mich drein ergeben. Das hatte ich auch gestern an dem Inszenjör schon erlebt, wie er seinen Sitz behauptet hatte. Da wollte ich Herrn Voos thun, wie er mit gethan hatte, und wollte ihm unbekannter Weise kündigen.“ Herr Voos hat aber Besuch und unser Mann muß drei Stunden lang warten, die er mit Betrachtungen über die Tagesdieberei der Besucher und mit Versuchen, die Thür einzutreten, und Nähnlichem ausfüllt. Endlich kommt er vor und der Direktor sagt ihm natürlich, daß er sich hätte beschweren müssen, und entläßt ihn. „Da rief ich laut: ‚Ranu!‘ Da warf er die Zeitung auf den Tisch und sprang vom Stuhl auf und stellte sich nahe der Thür an die Wand und zeigte mit beiden Armen nach der Thür und sah mich dabei durch die goldene Brille ganz verflucht ernsthaft an. Da blieb mir nichts Anderes übrig, als ihm den Willen zu thun und aus dem Bureau zu gehen.“ Draußen stellt er sich auf und fängt zu schimpfen an; der Direktor drinnen macht sich an einem Telegraphen zu schaffen, wohl um Polizei zu rufen; und zwar meint unser Erzähler: „Du lieber Gott im Himmel, da wollte mich der Mann bang machen mit der Polizei! Der dachte wohl, ich käme erst von Müttern“; dann aber geht er doch fort, und zwar, wie er angiebt, aus Schonung für den Polizisten, damit Der nicht etwa einen Mißgriff mache.

Dieser ganze Vorgang ist typisch; und Sozialpolitiker — wenn sie sich mit noch anderen Dingen beschäftigen wollten als mit Statistiken und Enqueten — würden ihn mit großem Nutzen für ihre Thätigkeit bedenken. Auch wer große Politik treibt, könnte hier lernen: sich vor einem Geschrei der Arbeiter nicht gleich zu fürchten, den Arbeitern aber auch zu geben, was sie in Wahrheit verlangen, nämlich relative Sicherheit der Existenz, Einsicht in die Dinge, die sie unmittelbar angehen, damit sie ihre nicht verwendete geistige Kraft an deren Bedenken und Verbessern verbrauchen können, und endlich das Bewußtsein einer ordentlichen und sicheren Regierung, die nicht allzu sehr über sich schimpfen läßt.

Schwere Anklagen enthält das Buch: es ist eine Schande, daß man Menschen zusammenreibt wie das liebe Vieh, nur daran denkt, welche Arbeit sie liefern sollen, und vergißt, daß sie unsere Brüder sind, in Manchem zwar geringer, in Manchem aber auch besser als wir; und es ist ein Glück, nicht nur für sie, sondern für unser ganzes Volk, daß sie heute durch die Sozialdemokratie und durch die gewerkschaftlichen Organisationen sich die Möglichkeiten geschaffen haben, ihre Klagen anzubringen und Verbesserungen durchzusetzen; nur sollten Alle, denen die Leitung unseres Volkes anvertraut ist, aus diesen Bestrebungen der Arbeiter die rechte Lehre ziehen, daß jede Klasse nur sich selbst helfen kann und deshalb vom Staat erwarten muß, daß er ihr die Formen verschafft, in denen Das möglich ist. Aber auch eine andere Lehre enthält dieses Buch für Jeden, der sie noch nicht kannte: die Lehre, daß die Arbeiterklasse an den großen Aufgaben unseres Volkes nicht selbständig mitarbeiten kann, weil ihre Lebensverhältnisse sie nicht zu der nötigen Einsicht und Weite des Blickes kommen lassen, und daß deshalb die große Partei im Reichstag heute ein Unglück für uns ist.

Weimar.

Dr. Paul Ernst.



Goya.

Eine seit langer Zeit von allen Kunstfreunden schmerzlich empfundene Lücke ist endlich ausgefüllt worden: wir haben eine Monographie über Goya. Das erste Buch über den Spanier in deutscher Sprache ist geschrieben worden. Ueber Velasquez, den größten Maler der iberischen Halbinsel und einen der größten Maler aller Zeiten und Länder, haben wir das grundlegende Werk von Justi und anderes Verzügliches. Ueber Goya hatten wir bisher nichts. Nun hat uns Valerian von Loga, einer der jungen Rastoden des königlichen Kupferstichkabinetts, das langersehnte Buch geschenkt. Es will nicht mit Justis ungleich breiter angelegtem Werk verglichen werden. Aber wir freuen uns, daß der geniale Aragonier, den so Viele lieben und der für die Kunst unserer Tage und der jüngsten Vergangenheit von so wesentlicher Bedeutung geworden ist, endlich auch seinen deutschen Darsteller gefunden hat. Logas schönes Buch zeugt von gutem Verstand und ist die Frucht gründlicher Forschung. Es ist in erster Linie gelehrt und den Anforderungen der Wissenschaft genügend. Dabei nicht trocken, sondern mit Geschmack, nicht gerade geistreich, doch in einer vernünftigen Sprache geschrieben.

Loga hatte die wenig dankbare Aufgabe, einzelne von uns geliebte, aber falsche Gerüchte über die Person des Künstlers, die durch das sprühende Buch des Franzosen Yriarte verbreitet waren, zu corrigiren. Diese Korrekturen verdrießen uns, denn die Vorstellung von dem Menschen Goya, wie sie bisher in uns ruhte, bricht damit in sich zusammen. Wir trugen ein Bild von dem Spanier in uns, das wir im Grunde nicht weniger liebten als die großen Aeußerungen seiner Kunst.

So sahen wir ihn: schön, elegant und ewig jung, mit dem Lächeln des Eroberers, an der Seite den scharfen Degen, mit dessen Spitze er Alles riß, die seinen Launen sich nicht fügen wollten. Hochmüthig, rücksichtslos, von den schönsten Frauen umringt, die ihn fürchteten und sich ihm beugten, stolz und selbstbewußt den Königen gegenüber, denen er diente. Wir sahen ihn auf heimlichen Lagern in den Boudoirs glühender Herzoginnen, sahen ihn in glücklichen Duellen mit seinen Nebenbuhlern und dann wieder vor der Staffelei oder der Kupferplatte, mit einer Leichtigkeit schaffend, wie sie die Günst der Mäcen nur ihren erkorenen Lieblingen verleiht. Eine Herrennatur, lachend über die Welt und ihr Treiben, kühn, ironisch und unwidderstehlich; so sahen wir Goya, den Bildner der Caprichos. Es giebt ein seines Gedicht von Richard Schrakal, das dieser Vorstellung Ausdruck verleiht:

Goya.

Ich habe die lange schwüle Nacht
Bei einer jungen Dame verbracht:

•

Sie liegt und träumt mit offenen Lippen von meinem Nacken . . .
 Ich will jetzt malen, Ihr sollt Euch packen!
 Steht nicht herum und gafft so Iedern!
 Sonst zerr' ich Euch an Euren Agraßensehern
 Oder kyle Eure dünnen Waden
 Mit meinem Degen. Ich bin von Gottes Gnaden,
 Ich bin ein Grande im offenen Hemd,
 Ich liebe das Licht, das die Welt überschwemmt,
 Ich liebe ein Pferd,
 Das bäumend sich gegen den Zügel wehrt,
 Ich liebe den Juden, den Keiner befehrt.
 Dem König lasse ich sagen, er solle
 Klapfen, wenn er mich stören wolle.

Ach, der wirkliche Francisco de Goya war ein Anderer. Einen Trost zwar haben wir: für seine Jugend bleiben viele Züge des uns vertraut gewordenen Bildes bestehen. Das Wort über den König freilich hat nie gegolten.

Goyas langes Leben umschließt die Zeit von 1746 bis 1828. Er wird als Sohn eines Bauern in dem aragonesischen Nest Fuendetodos geboren. Seine Lehrzeit absolviert er in Saragossa. Der lebensdurstige Jüngling mit dem starken Körper und schönen Gesicht, der den Mädchen den Kopf verwirrt, bezeugt mehr Freude an der Süße des Weines und den Abenteuern der Liebe als an der langweiligen Lust des Ateliers. In einer nächtigen Rauserei, an der er theilhaftig ist, kommen drei Menschen ums Leben. Er flieht mit Hilfe seiner Freunde nach Madrid, wo damals Raffael Mengs, der kühle Raffael aus Sachsen, am Hofe Karls des Dritten die erste Rolle spielte. Auch Tiepolo malte damals in der kastilischen Hauptstadt, aber man beachtete ihn wenig. Mengs verdunkelte ihn. Es ist nicht klar zu erweisen, ob Goya in persönliche Beziehungen zu dem greisen Italiener getreten ist. Fest steht, daß er ihm künstlerisch Manches zu danken hat.

Nach ein paar Jahren geht es gen Rom. Man berichtet, auch diese Abreise sei nicht freiem Willen entsprungen. Goya soll bei einem galanten Abenteuer zwei Messerstiche in die Brust bekommen haben; und wie einst in Saragossa, soll ihm auch jetzt der Boden unter den Füßen zu heiß geworden sein. Und nun wird etwas Wunderbares erzählt, das zwar nicht mit Bestimmtheit verbürgt ist, woran wir aber gern glauben möchten, weil es so köstlich in diese Jugend paßt: er soll sich, mittellos, als Stierkämpfer verdingen und auf diese Weise langsam in das südliche Spanien durchgeschlagen haben, von wo aus er zu Schiff nach Italien hinüberfuhr.

Er lacht in Rom über das blöde Treiben an der Akademie, skizzirt lustig im Getümmel des Volkes, verübt allerlei tolle Streiche, darin der Augenbliche Meister ist, und als er endlich magt, von Liebe hingerissen, in ein

Kloster einzubrechen, ist es wiederum hohe Zeit, daß er sich den Fängen der Polizei durch eilige Flucht entzieht. Er kehrt in die Heimath zurück und erhält einen ersten großen Auftrag in Saragoſſa, wo er ein Tonnengewölbe der berühmten Kathedrale mit religiöſen Fresken ausmalt, die bezeugen, wie innig er Tiepolo bewundert. Dann zieht er ſich, vermuthlich wieder durch eine Meſſerangelegenheit gezwungen, zwei Jahre in ein Kloster am Ebro zurück, wo er ſeinen größten Cyklus religiöſer Bilder al fresco malt.

Er geht nach Madrid, verheirathet ſich und die bunten Tage ſeiner brauſenden Jugend ſind beendet.

Die Vermählung iſt der Punkt, an dem ſein Leben ſich wendet, an dem ein neuer Goya zu werden beginnt. Ruhe und Stete kommen in ſein Daſein und er fängt an, eine ungeheure Arbeitskraft zu entſalten. Wir hören nichts mehr von Abenteuern, in die er verſtrickt iſt, nichts mehr von eiligen Abreiſen, zu denen er gezwungen wird. Das pikante Verhältniß, in dem er zur Herzogin von Alba, einer Freundin ſeiner Kunſt, geſtanden haben ſoll, gehört ins Reich der Fabel. Auch die häßlichen Dinge, die man über ſein eheliches Verhältniß erzählt hat, ſind offenbar erfunden. Die ſchöne Frau mit dem rothgoldenen Haar ſcheint nur den günſtigſten Einfluß auf die Thätigkeit Franciſcos gewonnen zu haben: Bild auf Bild entſteht in eifriger Arbeit. Nachdem die heißerſehnten Beziehungen zum königlichen Hof in einer allzu unterthänigen Weiſe angebahnt ſind, verſchwendet er auf lange Jahre hinaus einen guten Theil ſeiner Kräfte an eine ſtattliche Reihe von Cartons, die, im Auftrage des Hofes für die Teppichmanufaktur entworfen, dort für die königlichen Gemächer im Prado und Eſforial gewebt wurden. Da hängen nun dieſe großen Gobelines an den Wänden der einsamen Schlöſſer, und wenn man vor ſie hintritt, wird man das Bedauern nicht loß, daß gerade Goya ſeine Zeit an dieſe koſtspielige Liebhaberei eines Königs verzetteln mußte. Denn ſeien wir offen: dieſe Gobelines machen uns nicht warm und nicht ſelten möchten wir uns gegen den Gedanken ſträuben, daß ſie von Goyas Hand ſtammen. Zwar zeigen ſie eine geſunde und ſicherlich derbere Realistiſt, als ſie dem Zeitgeſchmack geläufig war; aber ſie tragen nicht die Weſenſpur des Genies und der Einfluß Watteaus iſt deutlich bemerkbar.

Goya lebt in Madrid recht behaglich. Er iſt muſikaliſch begabt und in den Salons ſeiner Gönner willkommen. Er liebt eine vornehme Lebensführung, iſt paſſionirter Jäger und giebt viel Geld aus, wenn er es hat. Er iſt ein treuer Freund, ein taktvoller Menſch und im Grunde bedürfnißloß. Seines Rimbus als eines Degenhelden iſt er längſt entkleidet, — für immer. Dem Hof zeigt er ſich von einer Devotion, die wir verwünſchen, da ſie wenig zu dem Bilde paßt, das wir früher von dem Helden hatten. Mit den Jahren bildet ſich eine Schwerhörigkeit heraus, die ihn oft miß-

trauisch werden läßt, wie so viele von solchem Leiden Geplagte: es ist der Anfang völliger Taubheit, der sich andere langwierige Krankheit gesellt. Goya ist schnell gealtert. In den Jahren seines Lebens, wo wir ihn uns noch als Troubadour und stolzen Cavalier vorstellten, ist er schon müde. Mit fünfundvierzig Jahren hört er nichts mehr. Diese Taubheit, die ihn auf sein Inneres, auf die Gebilde seiner Gedanken und Träume konzentrierte, scheint mir besonders wichtig zu sein, wenn man die später ins Ungeheure entwickelte Phantasiethätigkeit des Meisters erklären will. Erst seit den Tagen der Taubheit treten die grandiosen Phantasiegebilde, die ihm dauernden Ruhm sichern sollten, in seinem Werk auf.

Goya malt in Madrid neben den Kartons zunächst viele Portraits. Sie sind von merkwürdiger Ungleichheit. Es sind Tafeln darunter, flach und langweilig gemalt, die irgend ein Anderer seiner Zeit eben so oder besser fertig gebracht hätte. Manche sind recht flüchtig und offenbar in schlechter Laune gemacht, wohl nur, um Geld zu verdienen. Diese Bilder haben von Goyas Wesen nichts. Aber es giebt andere Portraits, die er in glücklichen Stunden mit Lust und Liebe schuf und die ihn als einen bedeutenden Charakteristiker und seinen Durchforscher des Menschengesichtes zeigen. Das ziemlich früh anzusetzende Bildniß seiner Frau Josefa mit den großen dunkeln Augen und dem freien Hals (jetzt im Prado) hat schon etwas Meisterliches. Er hat die Herzogin von Alba gemalt, einmal in Weiß, mit losem, kuppig herabwallendem Haar, einmal in Schwarz, mit köstlicher Mantilla; beide Bilder sind mit einer Feinheit gemacht, die Goya nah bei Velasquez den Platz anweist. Freilich darf man nicht vergessen: Velasquez war vor ihm. Goya hat ihn mit großer Liebe und Hingebung studirt, und was der Bauernsohn aus Aragon dem Aristokraten zu danken hat, ist nicht zu unterschätzen. Goya selbst sagte, seine Lehrmeister seien neben der Natur Velasquez und Rembrandt gewesen. Der Ton ist auf den ersten der beiden Namen zu legen. Rembrandt hat ihn wohl zum Radiren angeregt, aber in seinen Spuren ist er kaum gewandelt und ein Bild von ihm hat er vielleicht nie gesehen. Von den Schöpfungen des Velasquez aber war er umgeben. Auf diesen Bildern sah er die berühmten wundervollen Lusttöne, die dufelige, grauülberige Atmosphäre (*el ambiente*, sagt der Spanier) der Umgegend von Madrid, die Keiner nach ihm so wundervoll wiederzugeben vermocht hat. Von ihnen lernte der Kolorist: auch bei ihm zeigt sich gern ein feines Grau in Verbindung mit Rosa oder einem goldigen Gelb. Von ihnen hat er gelernt, das Portrait mit der Landschaft zu verbinden. Manchmal, besonders in den Bildnissen Karls des Dritten und des Vierten und auf der großen, an Figuren reichen und doch so leeren Tafel, die die Familie Karls des Vierten darstellt und den Maler an der Staffelei im Hintergrund zeigt (wie Velasquez auf den *Meninas*),

ist die Komposition auch in auffälligen Einzelheiten auf Velasquez zurückzuführen. Zwischen den Meninas und diesem repräsentativen Familienbild liegt freilich eine Kluft, über die keine Brücke führt. Das Bildniß Karls des Dritten mit der Guadaramafette und dem Esorial im Hintergrund ist vorzüglich, trotz der Erinnerung an Velasquez.

Ein wundervolles Bild ist die *Romeria de San Isidro*. Es ist der Ueberblick über ein Volksfest vor den Thoren von Madrid; im Mittelgrunde der Manzanares, hinten auf der Anhöhe die Stadt. Vor diesem Werk hat man ein ähnliches Gefühl wie vor den *Meninas*: man möchte hineinschreiten. Man möchte sich in dieses fröhlich plaudernde, tanzende, scherzende Getümmel mischen und weiß schwer zu sagen, was eigentlich das Bedeutendste an dem Bilde ist: die lockere, lustige Luft, hier köstlicher gelungen als je, die glücklichen perspektivischen Wirkungen oder die famose Komposition des Vordergrundes. Zu meinen Lieblingen gehört die berühmte *Maja* (Schöne), die Goya zweimal in der gleichen Lage dargestellt hat: bekleidet und nackt. Erwartend, sehnächtig, liegt sie auf weißen Spitzenkissen, die Hände unter dem schwarzlockigen Haupt. Wie süß verlockend ist das Gesicht, zumal der Bekleideten; mit welcher freudigen und heherrschenden Kunst ist der graziose kleine Körper der Nackten gebildet! Etwas unendlich Liebliches blüht aus den Bildern dieser spanischen Schönen auf.

Die religiösen Darstellungen, die er in einer Reihe von Kirchen *al fresco* gemalt hat, zeigen seine starke Seite nicht. Amusant sind die Engel an den Gewölben in San Anton de la Florida zu Madrid: sie sehen aus wie hübsche moderne Cocottchen in Morgentoilette, mit geschminkten Augenbrauen und Flügeln zwischen den Schultern. Man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll: über die Keckheit, solche Engel an die Wände einer Kirche zu malen, oder über die Thatsache, daß sich der Klerus diese Gestalten als Vertreter der himmlischen Heerschaaren gefallen ließ. Einige Tafelbilder mit religiösen Themen aus der späteren Zeit erweisen sich dagegen als Impressionen von genialem Vermögen, so ein Christus am Oelberg, so namentlich eine Heilige Elisabeth, die Kranke pflegt.

Den größten Theil seines Ruhmes dankt Goya seinen Radirungen. Die ersten Versuche mit der Nadel fallen in eine ziemlich frühe Zeit. Es reizt ihn, die geliebten Meisterwerke des Velasquez mit der Nadel wiederzugeben. Ein ganzer Cyclus solcher Blätter entsteht, aber die Klau des Löwen ist hier kaum zu verspüren. Der große Radirer, den wir lieben, entwickelt sich erst in den Jahren der Taubheit, in den siebenziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts also. Es sind die Jahre, in denen das innere Wesen Goyas sich umgestaltet. Er ist oft, in Folge von körperlichen Schmerzen, unglücklich und verbittert und sein Gemüth verdunkelt sich mehr und mehr

in der dauernden Taubheit. Die Phantasie beginnt, ihre Riesenschlägel zu regen, und trägt ihn in Gebiete, wo ihm künstlerische Offenbarungen von den unwahrscheinlichsten Dingen werden, wie sie kaum ein Anderer vor ihm hatte. Er schwelgt in den tollsten Vorstellungen, wirft sie aufs Papier und bringt sie dann auf die Kupferplatte; denn es ist bezeichnend für ihn, daß er fast Alles, was er radirt, vorher zu zeichnen pflegt; und zwar schließt sich die Radirung meist in der minutösesten Weise an die Zeichnung an.

Zuerst entstehen die *Caprichos*, die technisch von kaum zu übertreffender Vollendung sind. Goyas Griffel bildet Vögel mit Menschenköpfen, die grinsend durch die Luft hinschwirren; sie werden von Frauen gefangen, gerupft und die *desplumados* (man beachte die Haltung und die Bewegungen dieser unendlich drolligen Gestalten!) werden mit Besen bearbeitet. Frauen von nie gesehener und dabei überzeugend glaubwürdiger Scheusamkeit grinsen uns an. Wir sehen Menschen mit Schweinsköpfen und Thiere mit Menschenköpfen. Eine Frau bricht bei Nacht im Mondlicht einem Erhängten die Zähne aus dem Mund, vermuthlich, um sie zu einem Zauber zu brauchen (*a caza de diantos*); Pfaffen lauschen verzückt der Predigt eines Kalabrus; irgend ein Unthier spielt Fangball mit Menschen. Wir sehen ekelhafte alte Kupplerinnen, mit Gesichtern, die das Laster geformt hat; zwei, von Fledermäusen umflattert, nehmen eine Priese und neben ihnen steht ein Korb, der mit zu früh verendeten Kindern gefüllt ist. Drei Kupplerinnen faulen wie Geier durch die Luft und über ihnen thront eine geschmückte Schöne (*volavorunt*). Durch die Luft fliegende Hexen zerspeisen einander die Gesichter. Goya hat eine merkwürdige Vorliebe für Wesen, die die Luft durchschwirren, zumal für reitende. Auf einer Gale reitet ein Teufel, auf dem Teufel ein fettes, viehisches Weib, an das wieder andere Scheusale sich klammern. Hexen mit schwammigen Körpern reiten auf Besen; eine jugendliche Schöne wird von geilen fliegenden Ungethümen verfolgt, die sie bedrohen; teuflische Spukgestalten mit riesigen Fledermausschlägeln faulen umher, andere beschneiden sich die Fußnägel. Schreckensgebilde, Ausgeburten einer vertrackten Phantasie, Unheimliches und Grauenhaftes: Das sind die *Caprichos*.

Man hat viel an dem Inhalt dieser achtzig Blätter herumgedeutelt, besonders zu Goyas Zeit. Allerlei Anspielungen auf politische Vorgänge und bestimmte Personen hat man erkennen wollen; ob und wie weit mit Recht, entzieht sich heute unserer Beurtheilung. Daß starke Satiren darunter sind — besonders gegen die Frau und die Pfaffen richtet sich manche Spize —, ist offenbar. Es sind die erschreckenden Visionen eines genialen, von graulichen Vorstellungen verfolgten Geistes, der in Stunden des Zornes, da ihm die Welt so ekel erschien, sich berufen fühlte, der Menschheit einen Zerrspiegel vor das Auge zu halten.

Der berühmte zweite Mai des Jahres 1808 kommt. Das Volk von Madrid erhebt sich rebellirend gegen Murat, der es in einem furchtbaren Blutbad niedermegeln läßt. Für den Künstler Goya ist dieser Tag von höchster Bedeutung: hier sieht der Sechzigjährige zum ersten Mal die Schreckensbilder, die zunächst auf Tafeln, dann, zwei Jahre später, in seinen radirten *Desastros de la guerra* so fürchterlich wieder erscheinen.

Die achtzig Blätter des „Kriegsschreckens“ sind in ihrer äußeren Wirkung vielleicht noch gräßlicher als die *Caprichos*, weil hinter ihnen die Wahrheit grinst, während die *Caprichos* doch meist nur Phantome zeigen. Hier bringt einer Gestalt ein Beil in den Kopf, dort spießt sich ein Bajonnet in ein Gesicht. Männer ringen mit Frauen, um sie zu übermächtigen, und die Weiber wehren sich mit Messern. Wir erblicken winzmernde Kinder, durchbohrte Leiber, Wagen mit Leichenhaufen, die man auf den Kirchhof schafft. Eine besondere Vorliebe hat Goya für Erhängte: immer wieder sieht man Körper mit hängenden Köpfen an Galgen oder an Bäumen baumeln. Andere werden an den Pfahl gebunden und erschossen. Leichen werden beraubt und entkleidet. Und überall verzerrte Gesichter, Geberden des Wahnsinns, — und immer wieder Erhängte. Hier wird Einer lebend mit dem Schwert gezwieht, dort ein Anderer auf einen Baumast gespießt. Eins der fürchterlichsten Blätter: an einem entlaubten Baum hängen nackte Körper und einzelne Gliedmaßen; ein paar Arme; ein Rumpf; ein Kopf...

Die dritte Folge der Radirungen unterscheidet sich von den *Caprichos* und *Desastros* in auffallender Weise. Es ist die *Tauromaquia*, die vierzig Blätter umfaßt. Ein Siebenzigjähriger hat sie geschaffen, doch einer, dessen Händen eine ewige Jugend beschieden war. Stierkämpfer werden in all ihren Phasen und Möglichkeiten dargestellt. Goya muß den Stierkampf als Liebhaber studirt haben; denn mit allen Künsten und Kniffen der *Toreros* zeigt er sich genau vertraut. Wie weiß er das machtvoll sehnige Wesen, den Trotz des angreifenden Stieres herauszubringen! Die mannichfachen, oft so graziösen Spiele mit der *capa* werden geschildert; *Vanderilleros* setzen ihre Füßchen im Stehen und Sitzen; hier wird ein *Torero* von dem *toro* aufgespießt; dort springt ein Anderer, Tollkühner, mit gefesselten Füßen über den Rücken des Stieres; und ein *Espeada* tötet von seinem Stuhl aus den Stier. Einmal bricht der Stier aus und spießt eine Person aus dem Publikum auf die Hörner. Und in all diesen Szenen herrscht eine Intensität der Bewegung, eine Sicherheit in der Komposition, die doppelt bewundernswerth sind, da sie der Hand eines Greises entflammen. Bis in die letzten Tage seines Lebens hinein ist Goyas Kunst noch gewachsen. Nie haben seine Kräfte nachgelassen, nie hat der vielfach Leidende ein Bedürfniß nach Ruhe empfunden, nie hat der Alte das Interesse an der Gegenwart

verloren und nicht in einem einzigen seiner Werke läßt sich die Spur des Greisenthumes nachweisen.

Was die Radirungen Goyas so groß macht, ist die wunderbare Einfachheit der Technik, die nichts verschweigt, ohne das Geringste zu sagen, was überflüssig wäre; die absolute Beherrschung von Licht und Laß; die immer malerische Art, in der sie gesehen sind, und die eine großartige Abstraktion der zerstreuten Einzelheiten zur Folge hat (was wir bei Hogarth so schmerzlich entbehren); und endlich, aber nicht dem Werth nach zulezt, die fabelhafte Intensität der Bewegung. Alle diese Momente schaffen vereint den Stil dieser Werke.

Seit der Meister das Gehör verloren hat, beschränkt sich sein sinnlicher Verkehr mit der Außenwelt auf das Auge, das, da es das Auge eines Malers ist, die Fähigkeit erhält, die flüchtigsten Bewegungen in all ihren Nuancen mit fast unglaublicher Schnelligkeit aufzusaugen und die Werthe des Lichtes zu erkennen. Nur was sich bewegt, ist von Interesse für Goya. Deshalb pflegt er die Umgebung seiner Gestalten nur leise anzudeuten; häufig ist es ein gänzlich uferloser Raum, in den sie versetzt sind. Er liebt die Unendlichkeit im Raum, er ist ein Freund großer, besonders dunkler Flächen, die er durch einen breiten, ruhigen Auftrag der Aquatinta erzielt. Diese war, gerade als er zu radiren anfang, von Leprince erfunden worden und noch kein Spanier hatte sich ihrer bedient. Sie wird ihm zu einem wichtigen und geliebten Mittel, große, von mächtiger Schlichtheit getragene Wirkungen zu erzielen. Immer mehr wird der Ton auf die Behandlung der Fläche gelegt. Er läßt auch gern große weiße Stellen stehen, auf denen er das Licht einfängt. Man erkennt, wie seine ganze Art, ohne das Moment der Impression zu verleugnen, nach der dekorativen Seite hin neigt. Je älter er wird, desto stärker entwickelt sich dieser Sinn für die großen Umrisse. Die Ausdrucksweise wird immer ruhiger und gewinnt dabei an Größe. In seinem letzten, unvollendeten Cyklus, den herrlichen „Proverbios“, ist sein Stil auf *„ine-rhynge-ndu“* *„stigepe“* *„vortike“* geworden.

Der alte Goya hatte sich ein Landhaus vor den Thoren von Madrid erworben, das von dem Volke bald die *quinta del sordo* (das Haus des Tauben) genannt wurde und von dessen Fenstern er eine Aussicht hatte, wie die *Romeria de San Isidro* sie zeigt. Dieses Haus schmückte sich Goya mit Bildern, die zu dem Wästelsten und dabei Werthvollsten gehören, was seine unseligen Träume geboren haben. Die letzten schaurigen Tiefen seiner Phantasie thun sich auf. Wenn Du zum ersten Mal vor diese Allegorien trittst, die jetzt im Prado hängen, wird Dir sein, als ließe sich auf Deinen Schädel ein layenartiges Unthier nieder, das langsam seine Pranken in Deine Stirn gräbt. Du siehst zwei Burken auf einem Ackerfeld: sie schlagen,

wie die Beseffenen, einander mit Knüppeln ins Gesicht, all ihre Sehnen sind gespannt von brutaler Wuth und Kraft und ihre Körper sind bei der Anstrengung bis zu den Knien in den Boden gesunken. Saturnus, ein ungefügter Riese mit Gloaugen, frisst einen Menschen: er beißt ihm gerade einen Arm ab. So sind die Gesichte und Träume dieses Alten, die er nun malerisch unübertrefflich zu bändigen weiß. Die Farben sind auffallend saftig, ungemischt und mit einer Sicherheit hingesezt, die niemals irrte.

Das Alter wird immer trüber; die Gicht ist eine arge Plage. Im Jahre 1824 verläßt der Kranke Madrid, um in ein französisches Bad zu reisen. Doch dieser Grund wird nicht der einzige gewesen sein, der ihn trieb, die Heimath zu verlassen. Man schätzte ihn offenbar am Hofe Ferdinands nicht nach Gebühr; es heißt auch, er habe wegen seiner radirten Satiren Verfolgungen zu fürchten gehabt. Er kommt auf kurze Zeit nach Paris und gründet sich ein neues Heim in Bordeaux, wo der befreundete Dichter Moratin in Verbannung lebte. Und nun entfaltet der Nimmermüde auch in der Fremde eine Thätigkeit von so intensiver Kraft, als stünde er auf der Höhe des Lebens. Er zögert nicht, die neue Kunst der Lithographie zu erlernen, und schafft so eine Reihe von Stierkämpfen, die zu den besten seiner graphischen Arbeiten gehören und nicht ahnen lassen, daß ihr Schöpfer ein armer, der Heimath beraubter Greis ist, ein Tauber, halb Blinder, der sich gezwungen sieht, zwei Brillen und häufig noch ein Vergrößerungsglas zu benutzen.

Der Neunundsiebzigjährige sieht noch einmal auf kurze Zeit die kastilische Hauptstadt wieder. Dann, 1828, stirbt er in Bordeaux, aus Freude über einen Brief seines Sohnes, der ihm seine bevorstehende Ankunft meldet.

Goya war Spanier vom Scheitel bis zur Sohle. Das nationalste Vergnügen seines Volkes, den Stierkampf, hat er mit dem Pinsel, dem Stift und der Nadel festzuhalten gewußt wie kaum ein Anderer. Er verkörpert ein wichtiges Stück der malerischen Kultur seines Vaterlandes, die in Velasquez ihren König verehrt. An die Tradition dieses Größten knüpft er sein Werk, schwingt sich von dort aber auf neue Gipfel. Er ist einer der ersten Radirer aller Zeiten. In dem Abstrusesten und Persönlichsten, das er geschaffen hat, erweist er sich als ein Mitglied der tollen Familie, zu der die Breughel, Bosch und Hogarth gehören. Von ihnen steht er unserem Gefühl am Nächsten; Hogarth empfinden wir ja schon als veraltet. Die Einflüsse des Spaniers auf lebende Künstler sind unverkennbar: die Anfänge des Radirers Klinger führen auf ihn zurück, der schwedische Radirer Zorn hat in technischer Hinsicht einen Theil seines Erbes angetreten, Rops hat ihm Manches zu danken und der Baske Ignazio Zuloaga ist ihm in malerischen Dingen sehr verpflichtet. Der große Tote Ramet gar, der so auffallend nach Spanien hin tendirte, hat viele Bilder geschaffen, die aus der Verliebtheit in ganz bestimmte Werke des Spaniers herausgewachsen sind.

Goyas Kunst ist ein Born, aus dem noch Mancher mit beglücktem Schauer schöpfen wird. Dieser herbe Born quillt nicht für Jeden; aber Vielen bedeutet er eine Welt.

Man hat gerade jetzt Gelegenheit, in Berlin eine Reihe von sehr verschiedenen Werken Goyas zu betrachten. Die Nationalgalerie hat soeben zwei außerordentliche Malereien des Spaniers erworben: einen wundervoll bewegten Stierkampf und die köstliche Cucacha, eine in satten Farben hingestrichene Landschaft von besonderer Schönheit. Unter den Bildnissen, die Cassirer in seinem Salon zusammengebracht hat, ist manches Schwache; zugleich freilich ein Lederbissen erster Ordnung: das aus dem Jahr 1819 stammende Portrait des Architekten Antonio Cuervo, mit einer Delikatesse gemalt, von der die jungen Impressionisten unserer Tage lernen mögen. Man beachte das Haar. Weber Velasquez noch Frans Hals noch Manet haben Haar besser gemalt.

Steglich.

Hans Bethge.



Auf zur Sonne.*)

Die Sonne hat drei lange Wochen in dem kleinen Dorfe Versau am Bierwaldstättersee nicht geschienen, nicht mehr geschienen seit Anfang Oktober, als der Föhn kam. Nach Sonnenuntergang wurde es ganz windstill und ich schließ die halbe Nacht, bis ich von dem Läuten der Kirchenglocke und von einem Geräusch geweckt wurde, das sich in das eigenthümliche Brausen des Sturmes auflöste, wie er sich über die Alpen auf den südlichen Seestrand warf, im Kessel des Sees zusammengepreßt, in die Gassen unseres Dorfes hineingebrängt wurde, an Schildern riß, Fensterladen schüttelte, an Dachpfannen rüttelte, in Baumkronen und Gebüsch raste. Die Wogen des Sees schlugen gegen die Hafensbefestigungen, schäumten über die Einfassungen und platschten gegen Boote. Der Sand peitschte gegen Fensterscheiben, das Laub tanzte in Wirbeln, das Ofenblech riß und das Haus zitterte. Als ich hinausguckte, war es hell in der Kirche und die Glocke läutete in Einem fort, um Die zu wecken, die nicht bereits erwacht waren; denn der Föhn wird für so gefährlich angesehen wie ein Erdbeben, weil er selbst Häuser niederreißen und, was schlimmer ist, Felsblöcke von den Bergen herabstürzen kann, und wir wohnen gerade an der Wurzel eines, der allerdings nur fünfzehnhundert Meter hoch ist, dessen Gipfel und Grate aber einen lockeren Ballast von Felsblöcken tragen, die zu einem Steinwerfen in größerem Stil besonders geeignet sind. Nach dreistündigem Tosen ist die Gefahr vorüber. Und am folgenden Morgen theilt die Dorfchronik mit, daß in Schwyz

*) Die letzte der „Schweizer Novellen“, die im Scherings Uebersetzung bei Hermann Seemann Nachfolger erscheinen. Strindberg hat auf diese Arbeit stets besonderen Werth gelegt und soll einmal gesagt haben: „Das kleine Stild giebt die ganze Gleichung, nach der mein Leben gelöst werden kann.“

ein Steinblock mitten durch ein Bauernhaus gefahren sei und den rechten Flügel fortgenommen habe, ohne gefährliche Folgen für die Menschen, die im linken wohnten.

Doch nach diesem warmen und heftigen Winde hat sich ein Nebel über das Dorf und den Vierwaldstättersee gelegt. Der Himmel sieht bewölkt aus, doch es fällt kein Regen und es kommt auch kein Sonnenschein. So geht es drei Wochen fort; und hat man begonnen, Alles in Grau zu sehen, hört man damit auf, es in Schwarz zu sehen. Die Alpenlandschaft, die vorher aufrichtete, hat ihren Charakter verloren, seit man nicht mehr weiter als hundert Meter die Wände hinauffieht; und das Herz wird schwer, bekümmert. Alle Reisende haben sich heimgewandt, die Hotels stehen leer und der November ist da, finster und hoffnungslos. Die Tage schleppen sich hin und man sehnt sich, Licht anzünden zu dürfen; der Himmel ist trostlos grau, der See ist grau, die Landschaft grau.

Kein Wind, kein Regen, kein Donner. Die sonst an Abwechslung so reiche Natur ist unerträglich einförmig, ruhig, still, so friedlich, daß man sich nach einem Erdbeben sehnt. Wo die Lichtquelle zu wirken aufhört, hört alle Farbe auf; das Auge wird stumpf und die Seele hält sich in eine Schläfrigkeit, die der Faulheit nah kommt.

Als ich mich eines Abends im Gespräch mit dem Amtmann über den langen Abschied beklagte, den die Sonne genommen, antwortete er mit der Ruhe, die einem Deutsch-Schweizer eigen ist: „Die Sonne! Die kann man oben auf der Hochfluh den ganzen Tag sehen.“

Die Hochfluh ist einer der kleineren Alpenstöcke, die den Thalkessel bilden, in dem wir wohnen, und nur zweihundert Meter niedriger als der Sulitelma, weshalb er auch von jungen Engländern zum Promenadenplatz benutzt wird. Ich beschloß daher als Sonnenverehrer, die Wallfahrt auf zur Sonne zu unternehmen. Eines frühen Morgens im November setzte ich mich in Bewegung.

Am Fuß eines Alpenstockes lebend, der, wie erwähnt, als Vulkan mit Steinregen aufwarten kann, bereiten sich die Leute von Gersau stets darauf vor, in die Ewigkeit einzugehen, und besuchen daher die Kirche alle Tage morgens, mittags und abends. Darum begegne ich jezt um acht Uhr morgens den Kirchgängern mit ihren Büchern in den Händen. Zwei alte Weiber, die eine halbe Meile bis zum Morgengebet wandern, beten einen Rosenkranz auf der Landstraße. Die Eine spricht den Engelgruß Ave Maria vor und die Andere setzt mit dem Refrain ein: In saecula saeculorum, Amen! Und so den ganzen Weg fort! Thut dieses Rosenkranzbeten weiter kein Gutes, so scheint es die Zunge vom Mißbrauch abzuhalten, wie das bekannte Weisen im Weinkeller, das in der Anekdote dem Bedienten des Grafen auferlegt wurde.

Wie ich die Alten und die Landstraße verlasse, um den Aufstieg zu beginnen, stoße ich sofort auf einige starke Einbrüche, die grell und daher dauerhaft sind. Bei der ersten Biegung steht ein Walnußbaum mit angenagelter Christusfigur und einer Totktafel, die den Wanderer darüber aufklärt, daß von diesem Walnußbaum während der Ernte der Bauer Seppi (oder so ähnlich) herabstürzte und sich totschlug. Gott sei seiner Seele gnädig! Bete für ihn! Amen!

Bei der nächsten Biegung steht eine kleine, wunderliche Nische aus weißgeleimten Ziegeln, so klein wie eine für Kinder gezimmerte Spielstube. Und durch die Stadtspitzen sieht man Silber der Heiligen Familie, vielleicht im

sechzehnten Jahrhundert gemalt, und daneben den Aufschluß, daß die zum Tode Verurtheilten auf dem Wege zum Richtplatz bei dieser Kapelle stehen bleiben und ihre letzte Andacht halten durften. Es ist also der Galgenbergweg, den ich wandere; und nach einigen Minuten bin ich auf dem Richtplatze selbst. Es ist ein offener Platz auf einer gegen den See vorspringenden Spitze mit der herrlichsten Aussicht, so daß man es sich als einen wirklichen Genuß vorstellt, vom Leben mit einem Anblick zu scheiden, wie man ihn hier auf Pilatus, Aeginstock, Buochserhorn, Bürgenstock hat; und selbst Voltaire würde hier nicht Unbehagen empfunden haben, im Verborgenen (obscurément) gehängt zu werden. Das verabscheute er am Allermeisten, weshalb er auch sehr folgerichtig Rousseau beschuldigte, so eitel zu sein, daß er sich gern hängen ließe, wenn nur sein Name an den Galgen angeschlagen würde. Von hier sieht man unten am Strande ein Stück weiterhin einen Schimmer der unheimlichen Kapelle Rindlimorh, wo ein bekümmelter Vater sein hungriges Kind getödtet haben soll. Das sind zusammen vier düstere Gemälde in der grauen Morgenbeleuchtung. Und von den blutigen Bildern steige ich mit größerer Geschwindigkeit aufwärts, lichterem Gegendem zu, wo die Sonne wartet.

Die Region der echten Kastanie ist bald durchschritten, eben so die der Walnußbäume; der Buchenwald beginnt. Nachdem ich bei einer Sennhütte mit schönen Röhren und einem garstigen Hunde ausgeruht habe, trete ich ins Gewölk ein, das sich als Das, was man einen Nebel nennt, erweist, der immer dichter wird und die Landschaft unerträglich macht. Die Schwierigkeit, zu sehen, verursacht ein Brennen der Augen; Bäume und Büsche sind wie in Rauch gehüllt und die Millionen Spinnengewebe zwischen den Zweigen sind mit Wassertropfen besetzt, so dicht, das es aussieht, als hätte die Waldfrau, wenn es wirklich eine giebt, Tausende von Spizentäschentüchern zum Trocknen aufgehängt.

Der Nebel macht Einem das Athmen schwer, schlägt sich auf die Wolle des Rockes, auf Bart, Haar und Augenbrauen nieder, verbreitet einen ellen, schalen Geruch, macht die Steine klebrig und glatt, daß man nicht darauf gehen kann, und verdunkelt Alles im Innern des Waldes, wo die Stämme schnell wegstößen und in einem Grau-in-Grau verschwinden, das den Gesichtskreis auf ein paar Klaster zusammendrängt. Diese Nebelschicht von etwa tausend Metern muß ich durchklettern, ein nasses und kaltes Fegfeuer, ehe ich zum Himmel komme, und ich thue es mit vollem Vertrauen zu dem Ehrenworte des Amtmannes, daß sie ein Ende nehmen wird, ehe die Alpe aufhört und das graue Nichts anfängt.

Ich habe kein Barometer bei mir, fühle aber, daß ich gestiegen bin, daß die Nebelschicht sich vermindert hat und ich mich reiner Luft nähere. Ein Gefühl wie von einem edeln Weintausch fängt mich zu packen an; und jetzt . . . Im Hohlweg, von oben, leuchtet es schwach wie das erste Grauen des Tages auf der Landschaft eines Rouleaus; die Baumstämme stehen klarer da, das Auge sieht weiter und das Ohr hört Ruchschellen, von oben her. Und jetzt: ganz hoch oben steht eine goldene Wolke; ein paar rasche Schritte und das niedrige Buchenunterholz leuchtet in Gold, Kupfer, Bronze, Silber, wenn ein Strom gebrochenen Sonnenlichtes auf das vergilbte Laub fällt, das bis heute erhalten blieb. Ich stehe noch im Herbsttag, in Feuchtigkeit und Kälte, sehe die von der Sonne be-

leuchtete Sommerlandschaft und erinnere mich in einem Nu an eine Segelfahrt auf dem Mälär, wo ich im Sonnenschein sah und den schwarzen Vogelschauer eine Kabellänge seitwärts im See vorbeiziehen sah. Und jetzt stehe ich mitten in der Sonne, sehe oben eine nordische Landschaft, mit Fichten und Birken, sehe grüne Matten mit rothen Rühen, kleine braune Hütten mit alten Frauen, die auf den Schwellen Strümpfe für Vatern stricken, der unten im Kanton Tessin auf Arbeit ist; sehe Kartoffelgärten und Lavendelbüsche, Dahlien und Ringelblumen.

Und ich lasse die Sonne mein Haar und meinen Ueberrock trocknen, meinen noch frostigen Körper erwärmen; läste meinen Hut vor dem glühenden Urheber und Erhalter des Weltalles, er mag nun aus ewig brennenden Wasserstoff-Flammen oder aus dem noch nicht anerkannten Urstoff Helium bestehen. Der Allvater, der ohne Weib die Weltkörper gebat, der Allmächtige, der Leben und Tod schenkt, über Eis und Wärme, Sommer und Winter, Mißwachs und Gutjahr bestimmt!

Als mein Auge an Sommerstimmung und grünem Gras gelabt ist, sehe ich unter mir in das Dunkle, Tiefe hinab, das ich durchstreift habe. Dort, über dem See, der nicht zu sehen ist, liegt das Dunkel und die Kälte, aber nicht mehr dunkel und kalt, sondern wie eine lichtglänzende, weiß gefämmte Wolke, auch sie von der Sonne beleuchtet und die Dämmerung und die schmutzige Erde drunten verbergend, und über der weißen Decke erheben sich glitzernd einige Schneeanipen, gleichsam aus verdichtetem Silbernebel gebildet, aus einer Lösung von Luft und Sonnenlicht kristallisirt, Treibeis auf einem Meer von frischgefallenen Schnee umherzuschwimmend. Es ist buchstäblich eine überirdische Landschaft; die Rußschellenidylle droben unter den Birken wird dagegen banal.

Doch jetzt hört man von unten, nachdem es hier oben totenstill geworden ist, von unten, wo triste Menschen zitternd im Grauwetter gehen, einen plätschernden Laut, der sich nähert und den das Auge unter der Wolkendecke verfolgen zu können glaubt. Es klingt wie ein Mühlfall, ein Regenbach, eine Fluthwoge. Jetzt steigt ein Schrei von unten herauf, ein Schrei, wie wenn alle Einwohner der vier Kantone um Hilfe gegen Uri-Rothstock riefen. Doch es ist nur das Radboot, das pfeift, und die Hochfluth, die das Echo vervielfacht, das in der reinen Luft anschwillt, nachdem es durch den Wolkensboden gedrungen ist.

Und da ist es Mittag.

Ich muß wieder hinunterkriechen, hinunter durch den Nebel, zum Grauwetter, zum Dunkel, zur Fruchtigkeit und zum Schmutz, — und vielleicht wieder drei Wochen warten, ehe ich die Sonne zu sehen bekomme.

Stockholm.

August Strindberg.



Selbstanzeigen.

Ueber Maltechnik. Ein Beitrag zur Beförderung rationeller Malverfahren.

A. Forsters Verlag, Leipzig. 8 Mark.

Ich habe in meiner Schrift zunächst die auf dem Gebiete der künstlerischen und gewerblichen Maltechnik herrschenden Mißstände, die Verfälschungen der Farben und Malmittel, den gänglichen Mangel an sicherem theoretischen und

praktischen Unterricht, das Fehlen aller nützlichen Traditionen und die vielfach ablehnende Stellung der Akademien und der Künstler gegenüber den diese Mißstände bekämpfenden Bestrebungen eingehend erörtert. Insbesondere habe ich die Wege gezeigt, auf denen diese Mißstände beseitigt werden können und die von der „Deutschen Gesellschaft zur Beförderung rationeller Malverfahren in München“ betreten worden sind. Auf die Existenz, die Bestrebungen und die Kämpfe dieser Gesellschaft, deren Erster Vorsitzender Franz von Venbach ist, und auf ihr Organ, „Technische Mittheilungen“, will ich hinweisen; eben so auf die von der bayerischen Regierung provisorisch übernommene und an der Technischen Hochschule in München untergebrachte „Versuchsanstalt und Kunststelle für Maltechnik“. Die Gesellschaft und die Versuchsanstalt prüfen alle Probleme der Maltechnik, alle Konservierungsmethoden; alle Auskünfte werden unentgeltlich ertheilt. Die Versuchsanstalt beschäftigt sich auch mit der Ausarbeitung von Vorschlägen für den Unterricht in der Farben- und Maltechnik und soll künftig auch die Ausbildung von Lehrkräften für den Unterricht in der Maltechnik übernehmen. In der Zeitschrift „Technische Mittheilungen für Malerei“ ist ein Organ geschaffen, das alle Fachfragen gründlich erörtert und die wissenschaftlichen und praktischen Ergebnisse der Forschung und der Erfahrung sammelt. Auch hier wird von der Redaktion auf Anfragen unentgeltlich — mündlich und schriftlich — Auskunft ertheilt. Damit sind denn Central- und Kontrollstellen für das ganze Gebiet der Maltechnik, des Malmittelhandels, der Hilfswissenschaften und technischen Methoden geschaffen. Mein Buch soll dazu beitragen, daß der „Versuchsanstalt für Maltechnik“, die schon seit zwei Jahrzehnten arbeitet und um ihre Existenz kämpft, endlich von den maßgebenden Stellen und Personen, von den Künstlern, Kunstfreunden und Gewerbetreibenden u. s. w. endlich die Beachtung, die materielle und moralische Unterstützung zu Theil wird, deren sie, ihrer Bedeutung und Nützlichkeit gemäß, würdig ist und zu einem erfolgreich durchgreifenden Wirken unbedingt bedarf. Mein Werk wird jedem Interessenten vollständige Orientirung über den heutigen Stand der modernen Maltechnik bieten und zu einem zweckmäßigen Studium und zur richtigen Bearbeitung maltechnischer Fragen anregen.

Grünwald bei München.

Adolf Wilhelm Reim.

Streiflichter. Otto Reizners Verlag, Hamburg.

Ganz naiv ist man im Leben nur einmal. Große Enttäuschungen sind es ganz besonders, die aus dem naiven Menschen den anderen — wie soll ich ihn nennen: Schauspieler oder Diplomaten? — machen. Am Wesen der Liebe, weil sie Jeder kennt, will ich darthun, wie ich Das meine. Nur die erste Liebe eines Menschen ist reine, unverfälschte Liebe. Hat nun ein Mensch das Pech, in seiner ersten Liebe unglücklich zu sein, so verfällt er gar bald in die eifrigste Betrachtung seiner selbst. Er konstatirt: hier warst Du ungeschickt, dort albern. Könntest Du den ganzen Rummel noch einmal von vorn anfangen: Du wähest nun, wie man sich aufzuspielen hat, um Erfolg zu haben. Bleibt nun ein Mensch vor dem eigenen Herzen ehrlich, so hat er in solchen Zeiten allerlei lustige Launen. Es liegt nah, daß das Vergnügen an der Selbstironisirung sein Erstes ist. Liegt

es nicht aber eben so nah, daß er in solchen Stunden mit Vorliebe der Lust fröhnt auch Denen, denen er die Enttäuschungen dankt, ihr Fett zu geben?

Paul Schröder.

Jüdische Künstler. Herausgegeben von Martin Buber, Josef Israels von Fritz Stahl; Lesser Ury von Martin Buber; E. M. Lilien von Alfred Gold; Max Liebermann von Georg Hermann; Solomon J. Solomon von S. L. Bensufan; Jehudo Epstein von Franz Serwaes. Mit 139 Abbildungen. Jüdischer Verlag. Berlin 1903.

Richard Wagner konnte noch der sinnlichen Anschauungsgabe der Juden das Vermögen absprechen, bildende Künstler hervorgehen zu lassen. Seiner Behauptung stand damals als Thatsache fast ausschließlich eine Schaar bedeutungsloser Nachahmer gegenüber. Heute kann auf einige jüdische Künstler hingewiesen werden. Diese Künstler sind ein Anfang. Das Beste ist, sie ohne lange Theorien in ihren Schöpfungen vorzuführen und auf ihre Art aufmerksam zu machen. Das ist die Absicht des Sammelwerkes, dessen erste Folge in diesem Bande vorliegt. Es soll zeigen, was an bildnerischen Fähigkeiten im heutigen Judenthum lebt. Hier und da wird auch das Nachwirken von Volkseigenschaften in dem Wesen der Künstler und ihrer Werke aufgedeckt werden können.

Martin Buber.

Universität und Volksschullehrer. E. Marrowsky in Minden. 60 Pfennig.

Als das nothwendige Endziel der Bildungsbestrebungen des deutschen Volksschullehrerstandes wird „die vollständige und vollgiltige akademische Bildung für jeden Volksschullehrer“ nachgewiesen. Da dies Ziel für absehbare Zeit unerreichbar scheint, muß den strebsamen und befähigten Lehrern die Fortbildung durch akademisches Studium ermöglicht sein. Nicht erstrebenswerth erscheint eine verminderte akademische Bildung, eine von kürzerer Dauer und mit verminderten Rechten. Deshalb wird durch Vergleich der heutigen Seminarbildung mit der Oberrealschulbildung nachgewiesen, daß auf Grund des Seminarabgangszeugnisses und einer Ergänzungsprüfung in einer fremden Sprache und in Mathematik dem Lehrer ein Reisezeugniß erteilt werden könnte, das die selben Studienberechtigungen in sich schließt wie das Reisezeugniß einer Oberrealschule.

Dr. Otto Grambow.

Das Notenbankwesen in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Karl Ernst Boeschel, Leipzig. 1903.

Nach langer, wegen des Fehlens von Material nicht immer leichter Arbeit ist die Schrift zu einer Zeit beendet worden, wo die Bankfrage in Folge der geplanten Notenbankreform in den Vereinigten Staaten besonderes Interesse findet. Im ersten Theil habe ich in knappen Umrissen die geschichtliche Entwicklung des amerikanischen Bankwesens geschildert. Im zweiten Theil wird die Technik des Noten-, Depositen-, Diskont- und Vorfußgeschäftes geschildert und die einzelnen Zweige des Bankgeschäftes werden mit unseren und englischen Verhältnissen verglichen. Der dritte Theil giebt eine Kritik des Vielbanksystems im Allgemeinen und des nordamerikanischen Banksystems im Besonderen. Im

Schlußkapitel war ich bemüht, zu zeigen, welches Interesse wir Deutsche daran haben, daß die Vereinigten Staaten ein gutes, elastisches Banksystem besitzen. Mit einem praktisch wohl durchführbaren Reformvorschlag schließt die Arbeit, die, wie ich glaube, auch für den Laien klar genug geschrieben ist.

Dr. Georg Obst.

Glück und Unglück der berühmten **Moll Flanders**, die, im netogater Zuchthaus geboren, während eines unruhvollen Lebens von sechzig Jahren fünfmal verheirathet gewesen, darunter einmal mit ihrem leiblichen Bruder, dann zwölf Jahre lang Dirne in London war, später eine Diebin, die dann auch acht Jahre lang nach Virginia zur Strafarbeit verschickt wurde, und endlich dennoch reich, fromm und ehrbar starb. Eine Geschichte, ausgezeichnet nach ihren eigenhändig niedergeschriebenen Memoiren von Daniel de Foe und jetzt zum ersten Male in die deutsche Sprache übertragen und dann herausgegeben von Hedda und Arthur Moeller-Bruck, verlegt von Albert Langen in München im Jahre 1903.

Daniel de Foe, geboren 1661, gestorben 1731, hat neben den Verdiensten, daß er der eigentliche Begründer der englischen Presse war und damit der Presse überhaupt, daß er ferner den schönen „Crusoe“ verfaßt hat, auch noch andere. Vor Allem hat er außer seinen Flugblättern, seiner Zeitung und seinen Robinsonaden noch Romane geschrieben. Hier ist sein bedeutendster. Er ist auch eine Robinsonade; aber eine aus der Großstadt. Man darf in ihm sogar eigentlich den ersten aller Großstadtromane sehen. Das allein würde dem Buch einen gewissen literarisch-kuriosen Werth von vorn herein sichern. Es hat aber auch noch einen weiteren Werth, der in dem Buch selbst ruht, einen rein menschlichen, rein dichterischen Werth. Dieser Hochstaplerinnenroman gehört nämlich zu den ehrlichsten, herzhaftesten Bekenntnißbüchern, die wir besitzen, und steht ganz in der Nähe unseres lieben „Simplicius Simplicissimus“: so lebendig wahr und schön ist er und dabei so gradlinig im Bau, so schlicht, aber tief in der Erzählung. Ein durch und durch gesundes Buch, kein perverfes Inzestbuch, wie vielleicht vermuthen könnte, wer de Foe nicht kennt. Es handelt ausschließlich von starken Lebensgefühlen und ist so ein ebenbürtiges Erzeugniß englischer Renaissance, aus ihrem rauschenden Geist kräftig geboren. Mit seiner erstmaligen deutschen Ausgabe bekommen wir, was nicht verwundern darf, zugleich einen sehr modernen Roman, dessen Stoff auch aus dem Treiben unserer Tage gefunden sein könnte. Nur ist eben alles Menschliche, und gerade Das, was wir das Unmoralische nennen, vollständig unneruös genommen, ganz unraffinirt und naiv, so, als ob es etwas ganz Selbstverständliches wäre. Diesen Vorzug der Frische, der unbedingten Natürlichkeit in Form und Inhalt hat der Roman vor unserer psychologisch verzwickten zeitgenössischen Epik voraus. Sie kann von ihm wieder lernen, wie sich im Roman gerade die Einfachheit zur Monumentalität zu erheben vermag. Und im Uebrigen mögen sich die Menschen an dem Buch herzlich des Menschlichen freuen.

Paris.

Arthur Moeller-Bruck.



Rache für Leipzig.

Deutschland ist um einen Markstein reicher. Bisher hatten wir die Regierung Karls des Großen, Luthers wittenberger Thezenthat, die Kaiserkrönung im Spiegelssaal von Versailles und die Premiere von Sudermanns „Ehre“. Jetzt aber ist, 1903, Etwas geschehen, das all diese ewig denkwürdigen Wendepunkte der deutschen Kultur und Geschichte noch übertrumpft. Die Dresdener Bank und der Schaaffhausensche Bankverein haben sich zum Bunde fürs Leben vereint. Vorläufig wenigstens für dreißig Jahre; so lange, ein ganzes Menschenalter lang, soll die „Interessengemeinschaft“, von der ich vor acht Tagen nur kurz sprach, mindestens dauern. Diese neueste Wendung der Weltgeschichte kam so plötzlich, daß vom Rhein bis zur Weser, von der Elbe zum Belt, weiter noch, bis über Deutschlands weltpolitische Grenzen hinaus, Jedermann verblüfft war und erst eine Weile tief Athem schöpfen mußte. Schon um dann rufen zu können: *Videas consulem!* Von allen Konsuln, Caesar und Bonaparte nicht etwa ausgenommen, ist Gutmann der größte. Heil Dir, Eugen! Der Eheschließung war keine Verlobungsanzeige, kein Aufgebot vorangegangen. Nichts mußte man von jarten oder unfeinschen Annäherungen, von Verträgen und Liebergabe. Nichts. Hat es schon vorher heißer als Kohle (aus Rheinland natürlich) gebrannt, so wars heimliche Liebe, von der Niemand nichts weiß. Und das süße Geheimniß blieb so streng gewahrt, daß auch die dem jungen Paar Nächsten, die Sippen, die doch jede Bewegung, jeden Athemzug der Verwandtschaft eifersüchtig überwachen, nichts von den Dingen ahnten, die kommen sollten und kamen. Selbst die Deutsche Bank, die sonst bekanntlich Alles weiß, Alles nahen sieht, das Gras wachsen hört und das Wetter von übermorgen voraussagt, selbst sie wurde diesmal überrumpelt; sie gerade am Allermeisten. Im Kreis gewöhnlicher Sterblichen sind heimliche Verlobungen, sogar heimliche Trauungen nicht ganz selten. Ward aber erhört, daß zwei Liebende aus den höchsten Sphären die Welt erst ins Vertrauen ziehen, wenn Alles schon fix und fertig ist? Eines Sonntags, ganz spät — die Sonntagvormittagspredigten der Handelskredaktoren waren längst im Saal —, sog den Blättern die Vosschaft zu: Dresdener Bank und Schaaffhausen empfehlen sich als Vermählte. Statt jeder besonderen Anzeige... Wie eine Bombe fiel diese Neuigkeit auf den Schreibtisch der Herren, die schon den Paletot anhattten und dahin heimkehren wollten, wo Jeder die häusliche Sorge wiederfindet, auch wenn er eben der leidenden Menschheit auf wenigstens einer Spalte den unfehlbaren Weg gewiesen hat, auf dem sie sich des Lebens freuen, an der Börse das eigene Geld vor Schaden bewahren und das der minder gut Berathenen dazu erwerben kann. Ihre Ruh war hin. Jetzt hieß es, den Lieberrock und die sabbathliche Familienstimmung rasch wieder an den Nagel hängen und in das Falten- und Spaltengewand der Begeisterung schlüpfen; zum Bild ist dieses beliebteste Kleidungsstück in den Preßgarberoben immer parat. Auch diesmal halfte es die Verführten wohlthätig ein. Heutzutage läßt sich auch Begeisterung einpöbeln; glaube mir, lieber Leser, nicht dem veralteten Dichter. Sonntag früh hatte Klio in eine nagelneue Tafel gegraben: „Dies war der Tag des Herrn Gutmann. Großes Heil ist durch ihn der Welt widerfahren; die Dresdener Bank und der Schaaffhausensche Bankverein sind seit gestern im Ehebunde vereint. Mitgift 120 Millionen, Widertage 164 Millionen, macht zusammen ein Vermögen von

284 Millionen Mark.“ Und in der Rangliste, die diese fleißige Göttin führt, wurde unter dem selben Datum vermerkt: „Die Deutsche Bank, bisher die mächtigste der deutschen Banken, die deutsche Bank vor' εχον'ν, ist vom ersten Platz verdrängt und rückt auf Nummer Zwei; an ihre Stelle tritt die Dresdener Bank“.

Macht und Ansehen sind im Wesentlichen auf Ueberlieferung gegründet. Ein Geschlecht nach dem anderen wirft sich in den Staub vor einem Götzenbild, we die Sage geht, daß es allmächtig sei. Dann kommt plötzlich ein Wanderbursch daher, stößt den Götzen übermüthig um: und zum Staunen der Menge bleibt die Welt auf dem alten Fleck. Nichts geschieht, kein Blüthstraß fährt aus heiterem Himmel nieder, um den Frevler hinzustrecken, die Sonne wendet ihr Antlig nicht von solcher Frechheit, die Blüthe verborrt nicht am absterbenden Ast, aus dem Quell sprudelt reines Wasser, — Alles ganz wie vorher. Ein Götze weniger; sonst hat nichts sich verändert. Richtiger wäre, zu sagen: statt des alten ein neuer Götze. „Der alte fiel, Der hat verthan; ein neuer Narr zu neuer Pein.“ Western noch war die Deutsche Bank der Inbegriff aller wirtschaftlichen Größe des Deutschen Reiches. Ein Kind des Krieges, das den via Versailles und Frankfurt ins Germanienland gebrachten Milliardenbeschaff besser auszunützen verstand als Alle, die vor ihm waren und nach ihm kamen. Ihr Schöpfer, Ludwig Bamberger, der so besorgt fachte, „das Reich der Hohenzollern möge vor dem zweideutigen Segen spanischer Gallionen bewahrt bleiben“ und nicht, wie die spanische Monarchie nach dem Zutritt des peruanischen Goldstromes, bald nach dem Sieg über Frankreich und der Abzahlung der fünf Milliarden Niedergangssymptome zeigen, dieser Getreue brauchte sich im Grabe nicht umzudrehen, wenn ihm der letzte Kurs ins letzte Bette telephonirt wurde. Die Deutsche Bank wuchs, blühte, gedieh. Riesige Bilanzjournale, immer neue Kapitalserhöhungen, immer höhere Dividenden. Ihr Palast dehnte sich. Rauer-, Behren-, Kanonierstraße. Zwing Uri. Und während an kritischen Tagen ringsum Blätter, Zweige, Aeste fielen und durch die Stämme selbst ein Beben ging, stand sie, eine ehrwürdige Eiche, unerschüttert im Sturm, — unerschütterlich selbst Orkanen trohend. Doch Ziffern sprechen hier deutlicher als Bilder. 160 Millionen Mark Kapital, 55 Millionen Mark an Reserven: Das konnte Keiner nachmachen; selbst die ehrwürdige Diskontogesellschaft nicht, einst Preußens Stolz und Wonne. Die französischen Mustern angepaßte Organisation, die — damals ganz neuen — Depostistenkassen, die die Deutsche Bank überall aufthat: der Erfolg war noch schneller gekommen, als die Väter des Gedankens zu hoffen gewagt hatten. So schnell und mit so nachhaltiger Wirkung, daß schließlich sogar Herr von Hansemann seine lange, junterhaft zähe Opposition gegen die „Neuerung“ aufgeben und sich entschließen mußte, Depostistenkassen zu eröffnen. Er war freilich der Letzte. Denn Fürstenberg arbeitet mit anderem Werkzeug und Material. In den Reichsgrenzen wurde der Deutschen Bank der Vorrang längst nicht mehr bestritten. Der Ehrgeiz ihrer Leiter fand aber auch jenseits der Grenzpfähle des lieben Vaterlandes volle Befriedigung. Kein Land war ihnen zu weit, keine Sprache zu unaussprechlich, kein Geschäft zu fremd: Alles wollten sie an sich reißen; und an Eifer, Fleiß, Klugheit ließen sie sich nicht regien. An den entlegenen Küsten kannte jeder Geschäftsmann die Deutsche Bank, sah jeder in ihr die Verkörperung deutscher Geldmacht, deutschen Unternehmungsgeistes, deutscher Ubiquität. Daß dieser Glorienschein ihr niemals entrisen werden könne, schien ganz undenkbar. Wer sollte den Wettkampf wagen? Wer sich solcher Kühnheit vermaßen?..

Da kam das „Wunderbare“, Dresdener Bank und Schaaffhausen empfehlen sich als Vermählte. Eine Minute banger Befürzung, starrer Verwunderung. Dann reibt man die Augen, blüht um sich und fragt, wo denn der alte Götz geblieben sei. Nicht lange. Der neue ist schon da. Das ist am Ende die Hauptsache. „Sogleich mit wunderbarer Schnelle drängt sich ein anderer an die Stelle; gar köstlich ist er aufgepugt.“

Nur die Besorgniß, der Leser könne hinter dem Pseudonym, das am Schluß dieser Zeilen steht, den Grafen Bülow vermuthen, hält mich ab, noch ein anderes Citat herzusetzen; eins von der Vergänglichkeit alles Ruhmes. Doch das Schauspiel, wie schnell die Menge dem Ido! von gestern den Rücken kehrt, hat Jeder ja schon einmal erlebt. Interessant ist eine andere Seite der Sache. Ich hoffe, Herr Konsul Gutmann, der Vielerfahrene, der göttliche Dulder und weltliche Vändiger, schreibt seine Memoiren. Und, bitte, nicht nur für die Nachwelt. Auch wir Mitlebenden möchten aus diesem reichen Vorn schöpfen. Ich für mein armes Theil möchte nebenbei noch besonders gern wissen, wie und wann ihm zuerst der Gedanke an eine Verbindung mit Schaaffhausen kam. Auf posthume Enthüllungen kann ich nicht warten. Wenn den Lobgesängen der Presse zu glauben wäre, müßte die Frucht an dem Trußbaum gedeiht sein, den die Amerikaner zum größten Wunder der botanischen Wirtschaft entwickelt haben und den der gelehrige Rischel mit wachsendem Erfolg in Deutschland akklimatisirt hat. Für diese Annahme spricht Mancherlei. Aber nicht ausnahmslos alles Gedruckte braucht wahr zu sein; und in mir lebt ein anderer Glaube. Ich denke mir nämlich, daß die Ehe der Dresdener Bank mit dem Schaaffhausenschen Bankverein vom Jörn einer tief Getränkten geschlossen wurde. Wer ein halbwegs treues Gedächtniß hat, mußte sich bei dem Streich, den die Dresdener Bank gegen das Institut der Herren Gwinner und Steinthal führte, ohne langes Besinnen des Schlages erinnern, den Herr Kommerzienrath Steinthal dem Konsul Gutmann versetzte, als die Leipziger Bank in die Brüche ging. Damals sprang die Deutsche — ihre Bewunderer sagten: wie ein Löwe, ihre Reider: wie ein Tiger — hervor und etablierte sich an der Stelle des eingefürzten Kartenhäuses der Exner und Geng, mitten in der ureigensten Domäne der Dresdener Bank, die man abendrein noch allerlei schlimmem Ruf überließ. Die Dresdenerin litt, ohne zu klagen, unter den recht üblen Gerüchten und unter der leoninischen Konkurrenz; sie schwieg, weil sie, machtlos, schweigen mußte. Gutmann konnte nur knirschen und die Faust in der Tasche ballen. Selbst die Loyalität, die ihm der Reichsbankpräsident in dieser schweren Zeit zeigte, vermochte ihn nicht über den Thron hinwegzutreiben, den ihm die „mächtigste aller Banken“ in dunkler Stunde angethan hatte. Und die Bitterkeit wurde wilder Haß, als er erfuhr, daß die Deutsche Bank ihre Dividende aufrechterhielt, während die Dresdener Riesensummen abschreiben und von 8 auf 5½ Prozent heruntergehen mußte. Mit verhaltenem Ingrimm sah Eugen das Publikum von seinen Schaltern weg zu denen des Gwinners laufen. Seitdem sann er auf Rache. Jetzt hat er sie. Und um sie zu haben, ist er, glaube ich, aus seinem stroyenden Parvenupalais an der Hedwigskirche als Freier in das bescheidene Haus der Französischen Straße geschritten. Es war kein Reinsfall bei Schaaffhausen. Behe Jedem, den Eugen Gutmann haßt!... Nun ist die Reihe an Gwinner und Steinthal. Sie werden schnell zurückzuschlagen versuchen. Warten wir ab, wie der nächste Marktstein deutscher Wirtschaftsgeschichte aussehen wird.

Dis.